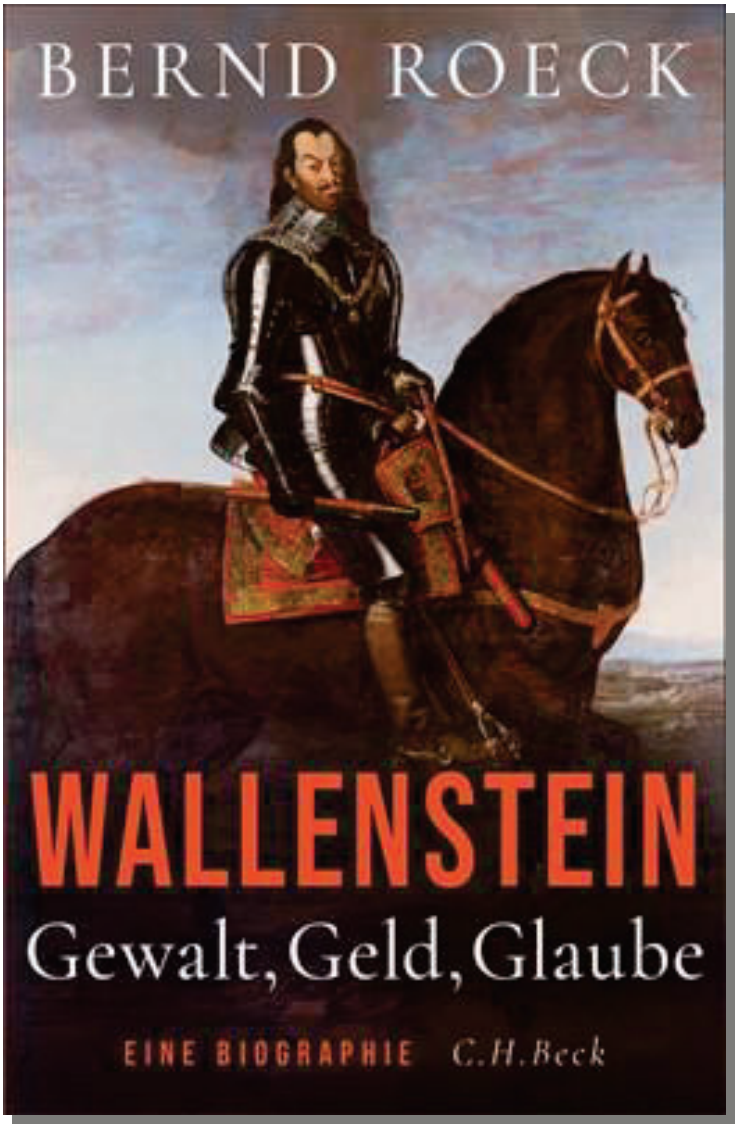
C.H.BECK
WWW.CHBECK.DE

**Unverkäufliche Leseprobe**




**Bernd Roeck**
**Wallenstein**
Gewalt, Geld, Glaube. Eine Biographie

2026. 844 S., mit 90 Abbildungen und 8 Karten
ISBN 978-3-406-85135-3

Weitere Informationen finden Sie hier:
https://www.chbeck.de/40842459

© Verlag C.H.Beck GmbH Co. KG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Bernd Roeck

# Wallenstein

Bernd Roeck

# Wallenstein

## Gewalt, Geld, Glaube

Eine Biographie

C.H.Beck

Mit 90 Abbildungen und 10 Karten

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026
Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks
zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.
www.chbeck.de
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagabbildung: Christian Kaulfersch d. Ä. (?), Reiterporträt Wallensteins,
1631, Prag, Palais Waldstein, Wikimedia Commons (Public domain)
Satz: Janß GmbH, Print- und Digitalmedien, Pfungstadt
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 85135 3

www.chbeck.de/nachhaltig
produktsicherheit.beck.de

# Inhalt

**15. November 1632**
Tinte und Blut 11

**1583–1603: Herkunft und Jugend**
Wallenstein, Valdštejn 15 – Ein böhmisches Geschlecht 17 – Hermanitz 20 – Kindheitsträume: Der «dolle von Wallstein» 24 – Schultage in Goldberg: Unordnung und früher Streit 28 – Randale in Altdorf 31 – Sanfte Landung in Ambras 35 – Ringen mit Saturn 39

**Lebenswelten: Signaturen einer Epoche**
Totentanz: Eiszeit, Hunger, Hexen 43 – Um Glauben und Macht 50 – Ein Monstrum in Europas Mitte 54 – Spannungen 56 – Ein Kaiser in Prag 61 – Türkenkrieg 65

**1604–1608: Im Krieg, am Hof**
Unter den Mauern von Gran 68 – Winterreise 74 – Zsitvatorok 78 – Kämmerer 82 – Von Eibenschitz nach Liben 88

**1608: Zukunft in den Sternen**
Von fremdem Denken 96 – Wallensteins Horoskop 101

**1609–1612: Magnat in Mähren**
Eine gute Partie 106 – Fahnenschlacht um Donauwörth 110 – Wetterleuchten am Niederrhein 115 – Kaiser Rudolfs Unglück und Ende 117 – Luxusleben 120 – Italien! 122

**1613–1617: Der Abend vor Böhmens Nacht**
Im Talmiglanz des Reiches 127 – Wallensteins Schicksalsgott 129 – Eine Karriere anderer Art: Auftritt Richelieu 134 – Gradisca 138 – Aus dem Tagebuch eines Söldnerführers 143

**1618–1620: Der große Krieg beginnt**
Kipppunkt 146 – Höllensturz 149 – Oberst des Kaisers 156 – In Gefahr und großer Not 160 – Die böhmische Konföderation 164 – Ein König in Prag, ein Kaiser in Frankfurt 169 – Krieg um Wien 175 – «Das Eisen ist weich!» 180

**1621–1622: Blutrausch**
Ferdinands Büttel 187 – Blutgericht 191 – Mährische Scharmützel 195 – Ein kalter Frieden 200

**1622–1623: Meister des Krieges**
Böses Geld 205 – Der Verkauf Böhmens 210 – Das Erbe der Smiřický 214 – Geizig, ehrsüchtig, jähzornig 218

**1623: Der Krieg wird größer**
Gegenreformation 223 – Der letzte König des Planeten 227 – Heirat mit Harrach 232 – Glauben, Moral, Ehre: Abgrund und Traum 235 – Ein Fürstenhut und ein Himmelfahrtskommando 238

**1624: Böhmische Utopien**
Grüße ans Caterle 248 – Ein Schloss in Prag 252 – Staat machen 261 – Der Wallenstein-Konzern 264 – Jitschin 269 – Geraubte Seelenschätze 275

**1625: Von Gottes Gnaden**
Die Grenzen der Sternenmacht 279 – Gegen Habsburg! 285 – Eine Armee für den Kaiser 289 – Zwei Ewigkeiten 293 – Images 298 – Lebensstil: Ein Mann von Reichtum und Geschmack? 303 – Ein König unter Venus und Mars 309

**Das Geschäft des Krieges**
Händler des Todes 316 – Zum Kalbsfell! 319 – Sold und Brot für Hunderttausend 325 – KISS 331 – Generäle, Querelen: Personalpolitik 336

**1625–1627: Kaiserkriege**
Das Regiment marschiert 341 – Den Haag und die Welt 349 – Vor der Schlacht 354 – Um die Brücke von Dessau 358 – Würfeln um Leben und Tod 364 – Der Oder entlang 367 – Mansfelds letzter Krieg 374 – Ein Meeting in Bruck 380 – Göttin Podagra 388 – Tod, Zerstörung, Triumph 394

**1628: Dem Neid zum Trotz – auf der Höhe der Macht**
Triumph der Logistik 401 – «Hochgeborner, insonders lieber Herr und Freund» 404 – Mecklenburg 407 – Im Dienst des neuen Herkules: Kepler in Sagan 415 – Intermezzo: Post von Gott 419 – In Jitschin und Prag: Geld, Fürstenhüte und Stutensex 426 – Habsburgs Fahnen im Ostseewind 431 – Krieg um Stralsund 435 – Als ob er tausend Leben hätte 443 – Der Spion, der sehr viel wusste: Die «Kapuzinerrelationen» 450

**1628–1630: Wendejahre**

Kuba, La Rochelle 455 – Frieden in Lübeck 459 – Stunde der Überchristen: Das Restitutionsedikt und die Ideologen der Gewalt 462 – Magdeburg, Marienburg 468 – Ein italienisches Abenteuer 472 – Der Bart wird weiß 478 – Stille Tage in Memmingen 480 – «A Feinderl mehr» 484 – Entlassung 489 – De Wittes Untergang 497 – Ein Seufzer, Erdbeeren und die Sterne 499 – Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen 501 – 1630 505

**1630–1631: Invasion – die Schweden kommen**

Der Löwe aus Mitternacht 509 – Für Freiheit und Religion? 515 – Inferno: Magdeburgs Untergang 524 – Frieden in Italien, neue Allianzen 527 – Jesus und Maria gegen Gott: Breitenfeld, 17. September 1631 531 – Schwedisches Hasardspiel 535

**1632: Duell**

Atlas gesucht 541 – Ein neues Heer, ein besseres Heer 547 – Schatten des Endes: Trčka, Kinsky und ein Mann ohne Gesicht 554 – Schwedensturm 559 – Bayerns Martyrium: Trunken vor Elend 567 – Ein Handschlag in Göllersdorf 572 – Noch war Böhmen nicht verloren 576 – Wallensteins Lager 579 – Showdown 585 – Nach Sachsen! 594 – Die Zeit steht still 599 – Requiem für einen König 605 – Die Rede der Toten 613

**1633–1634: Endspiel**

Gnadenlos 623 – «Zu Grund und Sumpf gerichtet» 630 – Sub clypeo: Zwischen Krieg und Frieden 634 – Ein unanständiges Angebot 639 – Im Eiseshauch der Staatsräson 644 – Ein letztes Meisterstück: Steinau 655 – Selbst wenn der Kaiser zehnmal siegte … 659 – Bruch 664 – Die Botschaft des Provinzengels 669 – «O Fried, Fried, o Fried, o Fried!» 671 – Das Pilsener Revers 678 – Wallenstein kaltstellen! 682 – Flucht 691 – Die Stunde schlägt 700

**1634–1648: Danach**

Seni, Senno 705 – Für und wider Wallenstein 709 – Wien, Neapel, Palermo 720 – Bilder, Schlachten 724 – Apokalypse jetzt: Millionen Tote bis zum Frieden 731 – Münster, Osnabrück 1648 737 – Des Teufels Krieg 740

**Schluss**

Lügen aus Marmor, nackte Historiker und ein wenig Wahrheit 747

**Anhang**

Nachwort 759 – Anmerkungen 762 – Bibliographie 802 – Nachweis der Abbildungen und Karten 829 – Personenregister 832

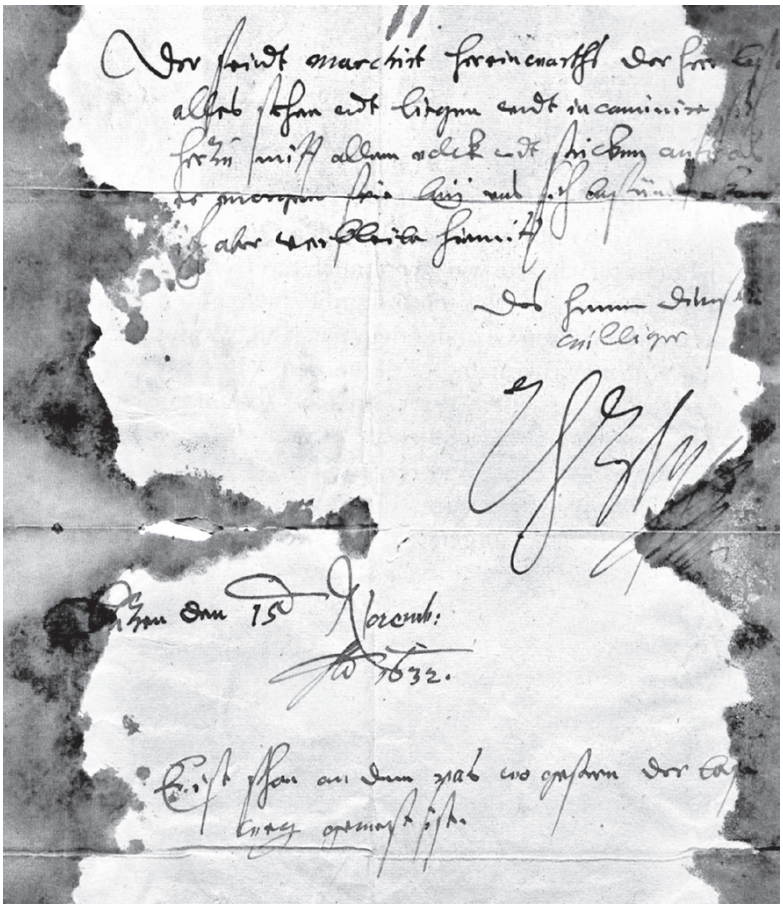
**Für Gabi**
**Für Tassilo, Martin und Priscilla**

# 15. November 1632

## Tinte und Blut

Wallensteins Geschichte ist aus Papier und Tinte gemacht. Abertausende von Blättern berichten von Geschäften, Feldzügen und Schlachten, überliefern Befehle, Gesuche und astrologische Berechnungen. Sie handeln von Strategien und Intrigen, erzählen von prunkvollen Einzügen mächtiger Potentaten und prächtigen Festen. Allerdings sind Worte von ganz anderer Art als das, was einst Wirklichkeit war. Keine noch so realistische, noch so lebendige historische Darstellung hat auch nur von fern zu tun mit der Realität eines frühneuzeitlichen Krieges, mit den Mühen von Gewaltmärschen über verbranntes Land, mit den maßlosen Schmerzen, die von Geschossen gerissene Wunden machten. Beim Lesen spürt man nicht Kälte und Hunger; Schilderungen vom Sterben durch Seuchen, durch Feuer, Schwerthiebe und Musketenkugeln mögen ein wenig schaudern machen, mit rasenden Schmerzen und Tod haben Worte nichts zu tun. Sie riechen auch nicht nach dem süßlichen Hauch von Verwesung, der über den Schlachtfeldern von toten Verlierern und toten Siegern aufstieg, nachdem Kanonen und Gewehre längst verstummt waren.

Unter den Papieren, aus denen sich die Biographie Wallensteins zusammenstückeln lässt, ist aber doch eine Quelle, die nicht nur mit Tinte erzählt. Der Bogen Papier, einst mehrmals auf Briefformat gefaltet, liegt heute in einer Vitrine des Wiener Heeresgeschichtlichen Museums.[1] Brüchig und an einigen Stellen löchrig ist das Blatt und an den Rändern dunkelbraun verschmiert. Der Text darauf ist in ordentlicher Kanzleischrift abgefasst. Der Generalissimus des kaiserlichen Heeres



Wallensteins Befehl an Pappenheim, nach Lützen aufzubrechen, 15. November 1632, Wien, Heeresgeschichtliches Museum

hat ihn unterzeichnet: «AhzM», «Albrecht, Herzog von Mecklenburg». Adressat ist Feldmarschall Gottfried Heinrich zu Pappenheim. Niedergeschrieben wurde das Dokument in Lützen, einer Kleinstadt südwestlich von Leipzig, am 15. November 1632. Es war der Vortag einer der großen Bataillen des Dreißigjährigen Krieges. Die Schlacht von Lützen bot das finale Duell zwischen Wallenstein und König Gustav Adolf von Schweden.

Der Generalissimus hatte nicht damit gerechnet, dass der Schwedenkönig noch so spät im Jahr einen Angriff wagen würde. Doch rückte Gustav Adolf mit fast 20 000 Mann in Richtung Lützen vor. Wallenstein musste unverzüglich alles zusammenrufen, was Muskete oder Pike halten konnte. «*Cito cito citissime cito*», «Schnell, schnell, ganz schnell, schnell», steht auf der Rückseite der Botschaft an Pappenheim, der mit seinen Regimentern vor Halle stand. Das Schreiben lässt die Dramatik der Situation aufblitzen. «Der Feind marschiert herein-

wärts, der Herr lasse alles stehen und liegen und incaminiere sich herzu mit allem Volk und Stücken» – also mit Soldaten und Kanonen –, «auf dass er morgen früh bei uns sich befinden kann.» Dann ein Postskript: «Er ist schon an dem Pass, wo gestern der böse Weg gewesen ist.» Zur Sicherheit hatte Wallensteins General Holck einen weiteren Kurier entsandt, der im Felleisen dieselbe Botschaft mit sich trug wie Wallensteins Schreiben. Nur ein «*cito*» mehr stand darauf, allerschnellst – «*cito, cito, cito, cito, citissime*» – möge die Nachricht ihren Weg nehmen. «Der Feind rückt auf uns zu!» Auch dieses Schreiben ist erhalten.

Was nun geschah, lässt sich rekonstruieren. Die Kuriere hieben ihren Gäulen die Sporen in die Flanken. Über 40 Kilometer ging ihr Ritt. In tiefer Nacht war Halle erreicht, Pappenheim hielt den Brief Wallensteins in Händen. Er zögerte keinen Moment, ließ das Kriegsvolk wecken und zum Aufbruch blasen. Mit seinen Kürassieren, etwa 2300 Mann, kam er rasch voran, während die Infanterie in langer Prozession hinterhermarschierte. Im letzten Moment, die Schlacht war schon im Gang, traf Pappenheim in Lützen ein. Unverzüglich stürzte er sich mit seinen Reitern in den Kampf. Doch blieb ihm nicht viel Zeit: Eine Falkonettkugel riss ihm die Seite auf, durchfetzte die Lunge. Ein schwedischer Kavallerist versuchte, ihn auf sein Pferd zu zerren und zu entführen, Lösegeld winkte. Doch erschoss ein kaiserlicher Trompeter den Kidnapper und zog Pappenheim vom Schlachtfeld. Man verlud den Schwerverletzten in eine Kutsche, die ihn nach Leipzig bringen sollte. Zeugen erzählten, er habe seiner Frau Anna tausend gute Nacht ausgerichtet. Jetzt könne er nicht mehr zu ihr gehen, im Himmel aber wollten sie wieder zusammenkommen. «Ach, ihr Brüder, dass Gott erbarm'!», soll er ausgerufen haben. «Ist denn keiner mehr, der für den Kaiser treulich fechten will?» Mit letzten Worten habe er gebeten, jemand möge ihm das Blut stillen. Es war zu spät. Er starb, irgendwo unterwegs. Als man dem Toten das Wams abstreifte, fand sich das Papier mit Wallensteins letztem Befehl. Die auffälligen dunklen Flecken darauf sind Pappenheims in vier Jahrhunderten getrocknetes Blut. Blut

ist Leben und Liebe, und es ist Leiden, Schmerz und Tod. So führt das Blatt mit den dunklen Rändern in die Mitte unseres Berichts. Denn es erzählt mit dem Stoff, aus dem Wallensteins Geschichte und die Geschichte des großen Krieges, der sein Leben bestimmte, gemacht sind.

# 1583–1603: Herkunft und Jugend

## Wallenstein, Valdštejn

Die meisten Zeitgenossen kannten ihn als «Waldstein» oder, tschechisch, «*Valdštejn*». Als «AzV», *Albrecht z Valdštejna*, signierte er, bevor höhere Titel wie der gerade zitierte seinen Namen schmückten. In Quellen des 17. Jahrhunderts begegnet er auch als «Wahlstein» und «Wallstein», aber doch oft genug als «Wallenstein». Es ist also legitim, den Namen zu verwenden, unter dem sein Träger in der deutschsprachigen Literatur berühmt ist. Damit soll er aber nicht für die deutsche Geschichte vereinnahmt und dem kulturellen Erbe Tschechiens gestohlen werden.

Die Frage, ob Wallenstein Tscheche gewesen sei oder Deutscher, spielt in einer heute etwas angestaubt wirkenden Debatte eine nicht geringe Rolle.[1] Der Dichter und Historiker Friedrich Christoph Förster, Teilnehmer der Befreiungskriege, ereiferte sich in einer Fußnote seiner panegyrischen Wallenstein-Biographie über den Versuch seines Kollegen František Palacký, Albrecht von Waldstein zum Böhmen zu machen. Für ihn war er durch und durch ein Deutscher.[2] Doch wurde «Waldstein» auch zum Vorkämpfer böhmischer Freiheit gegen das tyrannische Haus Habsburg stilisiert und in eine Tradition gerückt, die ihre Anfänge im späten Mittelalter gehabt haben sollte. Wieder anderen galt Wallenstein als Verschwörer und Verräter. Der Historiker Jan Jeník von Bratřic (1756–1845) nannte ihn einen «ungeratenen Sohn seines Vaterlandes» und sah in ihm einen Unterdrücker des tschechischen Volkes.[3]

In neuerer Zeit sollte an den historischen Waldstein eine Standarte der tschechischen Armee erinnern, die seinen Namen trug.[4] Präsident Václav Havel verlieh sie 2002 der 1. Motorisierten Division. Doch war dieses Stück Geschichtspolitik höchst umstritten, da derselbe Albrecht z Valdštejna, damals allerdings unter dem Namen Wallenstein, in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs einer Panzergrenadier-Truppe der Waffen-SS als Patron gedient hatte. Sie war in Prag aufgestellt worden, anscheinend aber nicht mehr zum Einsatz gekommen. Der demokratische tschechische Staat verzichtete schließlich darauf, den durch die Benennung einer Verbrecherbande beschmutzten Namen zu verwenden. Der Hinweis der Armeeführung auf die militärische Meisterschaft des «böhmischen Adligen», mit dem dessen Ehrung gerechtfertigt werden sollte, verfing nicht. Ein Kritiker der Taufe brandmarkte sie damals als «ethisches Versagen und Beleidigung der tschechischen und slowakischen Soldaten, die in beiden Weltkriegen für unsere Freiheit gekämpft haben». Die Episode zeigt, wie recht in einem höheren Sinn der Historiker Josef Pekař hatte, als er 1934 schrieb – mit der «Machtergreifung» der Nazis im deutschen Nachbarland nahte da schon Böhmens dunkelste Nacht –, Wallensteins Schicksal stehe «für die Tragödie eines aufs Haupt geschlagenen Volkes».[5]

Nun wird man einer Gestalt des 17. Jahrhunderts nicht gerecht, wenn man sie durch die Brillen der Gegenwart oder der jüngeren Vergangenheit betrachtet. Die Epoche des Dreißigjährigen Krieges hatte von «Nation» kaum einen Begriff und von «Freiheit» einen anderen als wir. Noch glaubten die meisten, in der Mitte des Weltalls zu leben, als Schützlinge Gottes und Kinder der Sterne. An den Verhängnissen einer damals fernen Zukunft war Wallenstein ebenso wenig schuld wie Waldstein. Seine Muttersprache, das steht fest, war Tschechisch. Doch redete und schrieb er genauso gut und schon als junger Mann viel häufiger auf Deutsch. Sein Leben zu schildern erfordert, die Umstände auszuleuchten, unter denen er handelte, und das uns fremd gewordene Denken seiner Zeit zu rekonstruieren. Wir versuchen also, den «Spiegel eines launigen Schicksals» zu geben, was schon der erste Biograph

und grenzenlose Bewunderer Wallensteins, Galeazzo Gualdo Priorato (1606–1678), als seine Absicht bekundete. «Hier, o Leser», schrieb er, «ist das Beispiel jener Taten, die, von Großmut beseelt und von Ruhm gekrönt, schließlich an der Unbeständigkeit des Schicksals zerbrachen und auf der Bühne eines tränenreichen Theaters scheiterten.»[6]

## Ein böhmisches Geschlecht

Seine Familie nannte sich nach ihrem Stammsitz Waldstein, einer Burg im Böhmischen Paradies, einer romantischen Landschaft mit weiten Wäldern und schroffen, hochragenden Felsen.[7] Der erste Herr der Burg, Zdeněk, entstammte dem Geschlecht der Markwartinger, dessen Anfänge ins hohe Mittelalter zurückreichen. Sein Wappen zeigte einen Löwen, der es sich auch im Waldstein-Wappen bequem machte und Nachwuchs zeugte: Gleich vier einander zugewandte Löwen schmücken es, jeweils zwei in Blau auf Gold und in Gold auf Blau. Albrecht sollte den heraldischen Zoo reich erweitern. Die Löwen aber blieben und erinnerten an die Ursprünge.

Unser Mann war ein Spross der Arnauer Linie der weitverzweigten Sippe. Benannt ist sie nach der gleichnamigen Herrschaft in den Sudeten, die ein Waldstein erworben hatte. Dessen 1519 geborener Sohn und Erbe Jiří, auf Deutsch Georg, war Albrechts Großvater. Er ist einer der wenigen unter seinen Vorfahren, die in den Quellen etwas Farbe gewinnen.[8] Jiří war Protestant. 1546 nahm er an einem Aufstand der Stände gegen Böhmens König Ferdinand teil; die Gelegenheit, sich politische und religiöse Freiheiten zu erkämpfen, schien damals günstig, da im nahen Sachsen der Schmalkaldische Bund gegen Karl V., den Bruder des böhmischen Königs, mobil gemacht hatte. Die Niederlage des protestantischen Heeres im Jahr darauf besiegelte zugleich den Zusammenbruch der böhmischen Erhebung. Ferdinand konnte sie rasch unterdrücken, einige Rebellen wurden hingerichtet. Georg von Waldstein unterwarf sich und rettete damit seinen Kopf, die Krone

zog lediglich einige seiner Besitzungen ein. Mit Habsburg arrangierte er sich.

Schon einige Jahre später begegnet er als Beisitzer des Kammergerichts, des zweithöchsten böhmischen Gerichts. Auch amtierte er als Hauptmann des Königgrätzer Kreises und zeigte sich bei offiziellen Anlässen. So war er unter den Trauernden, als Kaiser Maximilian II. 1577 im Prager Veitsdom zu Grabe getragen wurde. Die Teilnahme an den Funeralien mag ihm eine Herzenssache gewesen sein, war doch der Verstorbene ein ungewöhnlich toleranter Herr gewesen. Selbst halbe Ketzer wie Waldstein hatte er nach ihrer Façon selig werden lassen.

Georg scheint ein fähiger Ökonom gewesen zu sein. Er erwarb Häuser und eine Brauerei, ließ Mühlen errichten, förderte Handel und Wandel. Seinen sequestrierten Besitz konnte er zurückkaufen. Es gelang ihm zudem, die Stadt Miletín zu erwerben, deren Verwaltung er tatkräftig reorganisiert haben soll. Der Ertrag einer Mühle, die er zu diesem Zweck stiftete, kam den Armen dort zugute. Miletín soll Waldstein zu Ehren das Bild des heiligen Georg in sein Wappen aufgenommen haben.

Gemehrt hatte er sein Vermögen nicht nur durch geschicktes Wirtschaften, sondern zugleich mittels gewinnträchtiger Heiraten. Nach dem Tod seiner ersten Frau Katharina von Slawata hatte er Elisabeth Žerotín und schließlich Helene von Lobkovic zum Altar geführt, alle Damen aus altem Adel. Nicht weniger als 19 Kinder entsprossen den Verbindungen, zehn von ihnen überlebten die kritischen ersten Jahre. Sie waren Kapital, das auf dem Heiratsmarkt angelegt werden konnte.

Ein Sohn aus der ersten Ehe Georgs war Wallensteins Vater, Wilhelm von Waldstein. Er erbte das Gut Hermanitz, tschechisch Heřmanice, dazu eine hohe Geldsumme. Vater Georg fädelte für ihn die Ehe mit Markéta von Smiřice ein. Auch sie war, was man eine gute Partie nennt. Marusha, wie sie von Freunden gerufen wurde, entstammte einer schwerreichen Familie, die gesellschaftlich über den Waldstein rangierte. Mit Georg von Podiebrad zählten die Smiřický

einen böhmischen König unter ihre Ahnen. Markéta (oder Margarete) und Wilhelm von Waldstein wurden sieben Kinder geboren, von denen vier schon bald starben. Es blieben zwei Töchter, Anna Katharina und Maria Bohumila, und ein Sohn: Albrecht Václav Eusebius, eben der, dem das Geschlecht seinen Ruhm verdankt.

Die beiden ersten Namen hatten in der Familie Tradition.[9] Darüber hinaus spiegelten sie vaterländische Geschichte. Albrecht hieß nicht nur der Großvater mütterlicherseits, sondern auch ein Böhmenkönig, nämlich der Habsburger Albrecht II. Der nach seinem Tod heiliggesprochene Přemysliden-Fürst Václav oder Wenzel galt als Böhmens Schutzpatron; vier Könige trugen seinen Namen. «Eusebius» schließlich, zu Deutsch «der Gottesfürchtige», sollte seinem Träger wohl Ansporn sein, ein frommes Leben zu führen – ein Rat, dem Albrecht nur in Maßen entsprechen sollte. Seine Entbindung war aller Wahrscheinlichkeit nach am Nachmittag des 14. September 1583 in der Festung von Heřmanice erfolgt.

Erhalten ist die einst stattliche, von einer Mauer mit vier Toren umgebene «Tvrz», in der Wallenstein das Licht der Welt erblickte, nicht. Im späten 18. Jahrhundert wurde sie abgebrochen, die Steine fanden als Baumaterial Wiederverwendung. Sie stecken in Häusern der Umgebung und in den Mauern der nahen Festung Josefsstadt. Und auch die Reste der mittelalterlichen Kirche St. Maria Magdalena, in der Albrecht höchstwahrscheinlich getauft wurde, sind heute unter Umbauten verborgen. Das spätbarocke Gebäude befindet sich ein paar Schritte entfernt gegenüber der kleinen Anhöhe, auf der sich einst die Festung erhob. Von dieser führte ein überdachter Gang über die Straße zur Kirche, so dass die Herrschaft bei jedem Wetter trockenen Fußes zu Gottesdienst und Gebet schreiten konnte. Wie überall im alten Europa suchte die Macht Nähe zu Gott.

## Hermanitz

Klein noch und unscheinbar fließt die Elbe, die dem Ort unweit der alten Königsstadt Jaroměř den Beinamen *nad Labem* gibt, östlich des Dorfes durch Wiesen und Felder. Sie hat gerade das Riesengebirge hinter sich gelassen und windet sich nun unter dem sanft gewellten Hügelland in Richtung Königgrätz. Außer dem Flecken, der sich um Festung und Kirche scharte – ein paar Bauernhäuser, Obstgärten –, gehörten sieben weitere Dörfer zur Herrschaft Wilhelm von Waldsteins. Auf einer Anhöhe oberhalb der Burg wuchs Wein.

Die etwa 100 Familien, die Wilhelm untertan waren, hingen wie ihr Herr der einheimischen Variante der Reformation an, wie sie die Böhmischen Brüder vertraten. Gelegentlich warf man die aus der Hussitischen Revolution hervorgegangene Glaubensgemeinschaft mit Waldensern in einen Topf. Von katholischen Chronisten wurden die «Brüder» verächtlich «Piccardische *Magistri*» genannt, nach Glaubensflüchtingen, die im Jahrhundert zuvor aus der Picardie nach Böhmen eingewandert waren.[10] Gute Werke spielten in ihrer Theologie eine ähnlich bedeutsame Rolle wie für die Altgläubigen. Das Abendmahl allerdings nahmen sie in beiderlei Gestalt, zur Hostie gab es also einen Schluck Wein. Seiner dritten Frau Helene hatte der Patriarch Georg von Waldstein denn auch testamentarisch aufgetragen, ihre Kinder im heiligen christlichen Glauben zu erziehen, und zwar «auf beide Arten». So erfuhr Wilhelm eine Erziehung im Geist der Brüderunität, und gewiss ließ er Entsprechendes seinen eigenen Kindern und damit auch dem Jüngsten, Albrecht, zuteilwerden.

Wie sein Vater Georg, der im Jahr nach Albrechts Geburt starb, amtierte Wilhelm für einige Zeit als Hauptmann des Kreises Königgrätz. Wie es sich für einen Standesherrn gehörte, nahm er an Versammlungen des Landtags teil. Gelegentlich wirkte er in Kommissionen mit, zum Beispiel, als es um Regelungen für die Schifffahrt auf der Elbe ging. Für seine Bauern war Wilhelm Obrigkeit. In der gro-

ßen Ordnung des Seins thronten über ihm nur Böhmens König und Gott.[11]

Zu seiner Zeit glich die einst persönliche Beziehung zwischen Patron und Untertanen einem Pachtverhältnis. Manche Herrschaften wirtschafteten wie Unternehmer. Sie gewährten ihren Bauern ein gewisses Maß an Freiheiten und sorgten dafür, dass diese für den Markt produzieren konnten.[12] Solcher «Agrarkapitalismus» war einer der Gründe für die wirtschaftliche Kraft und damit auch für den um 1600 noch ungebrochenen politischen Einfluss des Adels. Die Schicht der aristokratischen Grundherren war allerdings dünn. Zu Wilhelm von Waldsteins Zeit zählte sie in Böhmen kaum 1400 Familien, die durch Ehen, Verschwägerungen und Patenschaften eng miteinander verfilzt waren. Sie geboten über 70 bis 85 Prozent aller Ländereien.[13]

Gemessen an ihrem Besitz gehörten die meisten Waldsteins zu den Geringeren unter Böhmens Oligarchen. Allein Wilhelms Vetter Adam ragte mit etwa 1000 Untertanen hervor. Doch gegenüber der Zahl der Latifundien, den Städten und Dörfern, die anderen Geschlechtern gehörten, war selbst ein solches Dominium nicht besonders bedeutend. Die reichsten unter den Magnaten des Landes, etwa die in Südböhmen begüterten Rosenberg, beherrschten zeitweilig neun größere und 26 kleinere Städte, dazu fast 700 Dörfer. Gut 12 000 Familien fanden sich unter ihrem Regiment.[14]

Wilhelm von Waldstein erscheint gleich seinem Vater Georg als Agrarkapitalist. Seine jährlichen Einkünfte mögen zwischen 500 und 1000 Schock Groschen ausgemacht haben. Wie viel Geld das war, illustriert ein Vergleich: Für 450 Schock, jeweils einen Haufen von 60 Silbermünzen, konnte man ein ordentliches Stadthaus erwerben.[15] Erträge aus dem Verkauf von Fischen, Bier und vielleicht auch Wein an die Untertanen hatten angesichts des bescheidenen Umfangs der Herrschaft Hermanitz geringen Anteil an den Einkünften.[16] Im Wesentlichen kamen die Groschen aus den Abgaben, die für Felder und Weiden zu entrichten waren. Die Bauern bezahlten sie jeweils am Tag des heiligen Georg, dem 23. April, und zu St. Gallus, dem 16. Oktober.

Persönlich begegnete Wilhelm ihnen nur selten. Bei Taufen, Hochzeiten oder Beerdigungen waren sie als Staffage gefragt. Als Rest alter Tradition versprach der Herr, wenn er einem Bauern Land übertrug, *člověčenství*, Menschlichkeit, walten zu lassen. Ein Handschlag besiegelte die Unterwerfung.[17] Bloße Förmlichkeit war das nicht, vollzog sich der Akt doch unter den Augen Gottes, des obersten Grundherrn.

Im Juli 1593, da war Albrecht gerade zehn Jahre alt, starb seine Mutter Margareta. Ein paar Monate später setzte der Witwer Wilhelm ein Testament auf.[18] «Seinem lieben Sohn» Albrecht Wenzel Eusebius, der als Haupterbe vorgesehen war, und den Töchtern Maria Bohumila und Anna Katharina bestimmte er einen Vormund, Margaretas Schwager Heinrich Slawata von Chlum und Koschumberg. Er sollte sich um Albrecht kümmern und ihn «die Kenntnis Gottes und seines Willens und alle Tugenden und Künste lehren, die ihm von seiner Jugend an zustehen und angemessen sind». Zudem wurde dem Sohn eine Goldkette im Wert von 411 Dukaten versprochen und ein goldener Deckelpokal, offenbar ein manieristisches Prunkstück. Das Gefäß barg Salzstreuer, Schälchen, Kerzenhalter und anderes mehr. Albrechts Tanten Voršila und Barbara steuerten einen weiteren Goldbecher bei und eine ordentliche Geldsumme, 2500 Schock böhmische Groschen.

Die Töchter erbten Juwelen und alles übrige Gold und Silber, das bei Wilhelms Ableben vorhanden sein würde. Im Fall der Heirat standen Mitgiften von jeweils 2000 Schock Groschen in Aussicht. Das Legat war an die Voraussetzung gebunden, dass die Ehe auf ordentliche Weise zustande gekommen war, nämlich mit Rat des Vormunds und anderer, durchweg männlicher Familienmitglieder. Neben diesen und weiteren Verwandten sollte auch Bruder Albrecht, sofern er dann volljährig sei, mitzureden haben. Es waren damals die jeweiligen Sippschaften, deren Zustimmung oder Veto darüber entschieden, wer wen ehelichen durfte. Mangelte es an Vermögen oder war der Nachwuchs – etwa wegen einer körperlichen Missbildung – nicht vermittelbar, blieb ihm ein tristes Dasein im Kloster. Nicht nur im Hochadel, auch unter Bauern und Bürgern wurden Ehen ausgehandelt wie der Kauf einer

Kuh. Viel Raum blieb der Liebe dabei nicht. Fehlte einer Angetrauten der Zauber körperlicher Reize, ließ sich Begierde im Bordell – oder, was oft schlimmer war, mit der Magd – befriedigen.

Wilhelm von Waldstein hatte gut daran getan, seinen Nachlass zu regeln. Keine zwei Jahre nach Margaretas Tod segnete auch er das Zeitliche. Als Albrecht sich später einmal in Hermanitz aufhielt, stiftete er den Eltern marmorne Grabmäler, die den Umbau der alten Kirche im späten 18. Jahrhundert überlebten. Nahe dem Hochaltar sind sie in die Wand gemauert. Sie zeigen Wilhelm und Magareta fast so groß wie im Leben. Etwas unbeholfen aus dem Stein gehauen, mögen sie Werke eines einheimischen Bildhauers sein. Zeitgenossen ließen sich damals von teurem Material, wie es der von weither herbeigeschaffte Marmor war, viel eher beeindrucken als von der künstlerischen Arbeit selbst großer Meister. Ein wenig zu protzen verstand offenbar schon der junge Wallenstein.

Im Fall der Mutter gibt der Bildhauer die Figur einer züchtigen Dame. Er stellt Margareta in einem weiten, hochgeschlossenen Gewand dar, das die Umrisse des Körpers darunter nicht einmal ahnen lässt. Das Haar deckt eine Toque, eine Kopfbedeckung ohne Krempe, in den Händen hält Margareta ein Gebetbuch. Links von ihr ist Gatte Wilhelm zu sehen. Die Inschrift teilt mit: «Im Jahre unseres Herrn 1595, am Freitag, dem Fest des heiligen Matthias, ist ein edler Herr, Herr Vilím der Ältere von Valdštejna, in Heřmanice gestorben, und sein Leichnam ruht hier bis zu seiner freudigen Auferstehung.» Der Marmor bildet einen Mann in Rüstung. Den Helm hat er abgelegt – barhäuptig wird er vor seinen Gott treten. Sein Antlitz ziert ein modischer Knebelbart. Er trägt eine Halskrause, ein Accessoire, das von Spanien her Europa erobert hatte; Spötter sprachen damals von «steifen Mühlsteinkragen», die mitunter von solcher Größe seien, dass der Kopf auf ihnen ruhe «wie das Haupt Johannes des Täufers auf der Schüssel der Herodias».[19] Wilhelms Rechte stützt ein Schwert auf das Waldstein'sche Wappen. Es dürfte den Besitzer der Blutgerichtsbarkeit andeuten, der Herrschaft über Leben und Tod seiner Untertanen. Der linke Arm ist

zum Renaissance-Ellbogen gereckt: Die herausfordernde, typisch männliche Geste, die Gemälde und Skulpturen der Renaissance häufig zeigen, signalisiert Selbstbewusstsein und Standesstolz.[20]

Außer den beiden Marmorepitaphien erinnert in Hermanitz nicht mehr viel an die Familie des Mannes, dem das Dorf seinen Platz in einer Fußnote der europäischen Geschichte verdankt. In die Außenmauern des Kirchleins sind noch die aus Sandstein gefertigten Grabdenkmäler von Wallensteins früh verstorbenen Geschwistern Adam, Hedwig und Magdalena eingelassen. Ein paar Worte nur und jeweils das Löwenwappen blieben von ihnen. Den Namen eines weiteren Bruders, Johann Georg, haben Wind und Wetter getilgt. Maria Bohumila und Anna Katharina überstanden die Kinderjahre, doch ihre Schicksale bleiben fast ganz im Dunkeln. Die Spur Bohumilas – zärtlich nannte man sie «Bohunka» – verliert sich nach dem ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts. Anna Katharina heiratete 1604 den mährischen Magnaten Karl von Žerotín, einen hochgebildeten Protestanten.[21] Er hatte sich in Frankreich im Religionskrieg auf Seiten der Hugenotten Sporen erworben, außerdem am Langen Türkenkrieg teilgenommen. Von seinem bei Brünn gelegenen Schloss Rossitz aus versuchte er, die ständische Opposition Mährens gegen die Krone zu organisieren und sie zugleich mit den Ständen Ungarns, Böhmens und Österreichs zu vernetzen. Zudem unterhielt er Beziehungen mit Gleichgesinnten in der Kurpfalz, in der Eidgenossenschaft und in Frankreich.

## Kindheitsträume: Der «dolle von Wallstein»

Von den meisten Menschen des Mittelalters und der frühen Neuzeit ist kein Geburtsdatum überliefert. Die meisten dürften selbst nicht darum gewusst haben, so alltäglich war der Tod im Kindesalter. In aller Regel wurden denn auch keine Geburtstage gefeiert. Auch von Wallensteins früh gestorbenen Geschwistern sind die Geburtsdaten nicht be-

kannt, ebenso wenig wie von Vater Wilhelm, Mutter Margareta und vielen anderen Mitgliedern der Familie.

Über Albrechts Kindheit wissen wir fast nichts. Ob er warme Mutterliebe oder kalte Vernachlässigung erfuhr, Schwäche oder Strenge des Vaters, ob Frieden und Heiterkeit im Haus herrschten oder Unordnung und frühes Leid – all das verraten die Quellen nicht. Die Stiftung der Grabmäler für die Eltern ist das einzige Indiz für das Bemühen des Sohnes, ihnen ein gutes Andenken zu bewahren. Ein Porträt, das Albrecht als Sechsjährigen darstellen soll, hängt im Museum von Eger. Es zeigt einen nach Art der Zeit chic wie einen Erwachsenen gekleideten Knaben, der in der Rechten ein Vögelchen, wohl einen Zeisig, hält. Die erste Spur des Bildes findet sich in einem populären, 1892 erschienenen Kunstbuch, das es spanischer Schule zuschreibt und in Karlsruher Privatbesitz verortet.[22] Ob es tatsächlich den jungen Wallenstein wiedergibt, ist unsicher, jeder Hinweis auf die Identität des Dargestellten fehlt. Der mit Künstlicher Intelligenz unternommene Versuch, aus den erhaltenen Porträts des Erwachsenen dessen mutmaßliches Aussehen als Kind abzuleiten, zeigt aber doch eine bemerkenswerte Ähnlichkeit.

Wie bei anderen Berühmtheiten auch umrahmen einige Anekdoten Wallensteins Jugend. Biographen kannten sie vom Hörensagen und schmückten sie aus. So wirkten sie an der Konstruktion des Charakters ihres Helden und seines Ruhmes mit. Einige Geschichten überliefern die Jesuitenpatres Bohuslav Ludvík Balbín und Václav Červenka, beide Bewunderer Wallensteins. Früh, so wurde erzählt, habe sich sein militärisches Talent gezeigt. Schon als kleiner Junge habe er seine Kameraden in Schlachtordnung auftreten lassen, sie in Kohorten eingeteilt und zum Kampf ermuntert.[23] Ähnliches wird man einmal vom halbwüchsigen Napoleon erzählen. Und gleich dem Weltherrscher Alexander dem Großen soll sich Wallenstein schon als Kind zu Höherem berufen gefühlt haben. Als die Mutter den trotzigen Siebenjährigen mahnte, er sei kein Fürst, habe er zurückgegeben, nichts könne ihn daran hindern, ein solcher zu werden. Auch wurde erzählt,

Unbekannter Künstler, Der junge Wallenstein (?), 17. Jahrhundert, Cheb/Eger, Muzeum Cheb

er habe einmal geträumt, die Weiden hätten sich vor ihm verneigt, als er mit seinen Schulfreunden herumtollte. «Willst du den Josef von Ägypten spielen?», habe sein Lehrer daraufhin gefragt. «Wenn du ein großer Fürst werden willst, möchte ich dein Hofnarr sein!»

Was wir über Wallensteins Kindheit wissen, ist, dass er erste Erziehung durch einen gewissen Jan Graf erhielt. Der Mann war als Verwalter für Albrechts Großvater tätig gewesen, konnte also schreiben und war allein schon deshalb als Hauslehrer qualifiziert. Er scheint seine Sache gut gemacht zu haben. Der einstige Eleve Albrecht ernannte ihn später zu seinem Kammersekretär, beförderte ihn als einen Herrn «von Ehrenfeld» in den Adelsstand und schenkte ihm das Dorf Borovnička samt zugehörigem Landgut.

Nach dem Tod des Vaters wurde der inzwischen zwölfjährige

Wallenstein im Kindesalter,
erstellt mit DALL·E 3 (OpenAI),
Prompt von Grit Schüler, Berlin

Albrecht, wie im Testament verfügt, in die Obhut Heinrich Slawatas auf Schloss Koschumberg gegeben. Von dem einst repräsentativen Bau südöstlich von Pardubitz, der ihn für zwei Jahre aufnahm, blieb nur eine Ruine. Allein das imposante Tor mit Schweifgiebel und aufgemalten Diamantquadern erinnert an verlorene Pracht. Einst befand sich im Schloss ein geräumiges «Brüderzimmer», in dem der junge Albrecht zusammen mit einem Sohn Heinrichs, Dionys, vielleicht auch mit weiteren Adelssprösslingen, unterrichtet wurde. Ihre Lehrer waren Senioren der Böhmischen Brüder, die aus dem nahen Städtchen Chrast herüberkamen.[24]

Vielleicht begegnete Wallenstein schon in Koschumberg sein Verwandter Wilhelm von Slawata; ihre Väter waren Cousins. Slawata brachte es nachmals zu Berühmtheit als eines der drei Opfer des Prager Fenstersturzes (S. 150) und befand sich später unter Wallensteins Feinden. Er behauptete, Albrecht sei, lange bevor er zu höheren Würden aufstieg, allgemein der «dolle von Wallstein» genannt worden.[25] Der Begriff «toll» gestattete damals keinerlei positive Assoziationen

wie seine moderne Entsprechung. Er ließ an Verrückte und Tobsüchtige denken, auch an Dumme und Unvernünftige. Slawata kolportierte also kein Lob, sondern ein zutiefst abschätziges Urteil.

## Schultage in Goldberg: Unordnung und früher Streit

Begleitet von einem Diener reiste Albrecht im Sommer 1597 nach Goldberg, dem heute zu Polen gehörenden Złotoryja. Er sollte die dortige protestantische Schule besuchen. Karl von Žerotín, der künftige Gatte seiner Schwester, hatte ihm eine Empfehlung seines einstigen Erziehers und Hofmeisters Lorenz Zirkler verschafft, die ihm alle Türen öffnete. Wohnung nahm er bei einem Neffen Zirklers, Mittags- und Abendmahl bereitete man ihm zusammen mit anderen Eleven bei Kantor Georg Fechner. Ein Privatlehrer namens Walther, den man ihm zur Seite gestellt hatte, bewährte sich vor allem als trinkfester Saufkumpan. Walthers Mentor, der Theologe und Historiker Simon Grunaeus, schrieb ihm deshalb einen Brandbrief: «Man sagt, du habest dich mit deinem vornehmen Schüler so tapfer dem Trinken hingegeben, dass ihr – du bis zum Vollsein, dein Baron bis zum Erbrechen – geschlemmt habt.»[26] Ändere er sich nicht, werde er alle Achtung und Autorität bei seinem Schüler verlieren. Die Mahnung war vergeblich. Walther scheint weiterhin kräftig gebechert zu haben.

In der Regel ist es Streit, der Quellen erzeugt. Seltener hinterlässt der ruhige Gang der Dinge eine Spur in der Überlieferung. So erfahren wir nichts von Wallensteins Alltag im Goldberger Gymnasium, einer Gründung Valentin Trotzendorfs, des «Vaters des schlesischen Schulwesens». Die wichtigste Übung war das Einpauken der *lingua franca* Latein, Schlüssel zu aller Bildung. Daneben standen vermutlich Astronomie, Arithmetik und Musik auf dem Stundenplan und natürlich Religion. Vielleicht glich die Anstalt als Erbe Trotzendorfs noch immer einer Mischung aus Kloster und altrömischer Republik.[27] Da

überwachten und organisierten «Censoren», «Inspektoren», «Ephoren» und «Quästoren» das Tun und Lassen ihrer Mitschüler, «Oekonomi» weckten sie mit der Morgenglocke, trieben zum Gebet, sorgten stets für Reinlichkeit und abends für Ruhe. Bei Verfehlungen veranstaltete man Gerichtssitzungen, auf denen möglichst in ciceronianischem Latein verhandelt wurde. Die Strafen für Missetäter waren hart. Neben Geldbußen und Prügeln drohten Karzer, Pranger oder Schlafen auf nackter Erde, selbst wenn bittere Kälte herrschte. Auch Wallenstein soll die harte Hand seines Gastgebers Fechner des Öfteren gespürt haben.[28] Eine demütigende Bußübung war, einen hölzernen oder gemalten Esel um den Hals tragen zu müssen. Wir erzählen von Zeiten, in denen Ehre als hohes Gut galt.

Eine Botschaft, die nicht nur in Goldberg verkündet wurde, war, dass alle irdische Herrschaft in göttlicher Ordnung gründe. Die Schule sei kein Wirtshaus, so Trotzendorf, vielmehr ein Haus des Herrn. In ihm werde die Lehre von Gott und der wahren Gottesverehrung dargelegt, dazu Wissen von den edlen Künsten, allesamt Gaben des Herrn.[29] Mit wahrer Gottesverehrung war Indoktrination im Sinn Luthers und Melanchthons gemeint und damit die Abwehr alles Abweichenden. Das galt nicht nur für Katholisches, sondern auch für Lehren und Riten der Täufer oder den auch in Schlesien grassierenden Spiritualismus der Schwenckfelder, die von den Lutherischen als «Stenkfelder» oder «*Fanatici*» beschimpft wurden.[30] Erst recht ging es gegen die Calvinisten, die in Europa und bald auch jenseits der Ozeane erfolgreichsten Konkurrenten. Herzog Friedrich IV. von Liegnitz und Brieg hatte 1591 ein Patent an den Rat der Stadt Goldberg gerichtet, in dem er zu Vorkehrungen gegen ihren Einfluss aufforderte. Ihm war berichtet worden, dass sich in Goldberg die «schädliche Lehre und das Seelengift des *Calvinismi*» verbreiteten. Um großem Unheil zuvorzukommen, befahl er unter Androhung von Leibes- und Geldstrafen, fleißig Nachforschungen anzustellen und ihm Verdächtiges, etwa in Heimlichkeit geführte Gespräche, zu verraten.[31] Fortan hetzten Prediger von Goldbergs Kanzeln herab gegen echte oder angeb-

liche Calvinisten. Über die Jahre braute sich Pogromstimmung zusammen.

Wallenstein bekam das zu spüren, denn man identifizierte ihn – Mitglied einer Familie, die der Brüdergemeinde zugetan war – als Calvinisten.[32] Er wurde beschimpft und bedroht. Einmal warfen ihm besonders Fromme oder wenigstens stark Bezechte zur Nachtzeit Steine in seine Schlafkammer in Zirklers Haus. Und Mitte Mai 1598 kam es zu einem Zwischenfall, der Wallenstein dazu veranlasste, eigenhändig einen Beschwerdebrief an Wenzel von Zedlitz, Herzog Friedrichs Landeshauptmann, zu richten. Als er an einem Nachmittag nach dem Unterricht seinem Quartier zustrebte, habe ihn auf dem Marktplatz ein Soldat namens Paul Mehnert «nicht allein vor Einheimischen, sondern auch vielen fremden Personen samt meinem Präzeptor und *Famulus* für calvinische Schelme mit heller Stimme angeschrien». Damit allein, so Wallenstein weiter, hätte er Zedlitz nicht belästigt. Doch habe ihn, als er auf dem Weg zum Abendtisch erneut über den Markt spazierte, derselbe Mehnert mit gezogenem Rapier bedrängt und bis an die Schwelle von Kantor Fechners Haus verfolgt. So bat Wallenstein den Landeshauptmann – als «Eurer Gnaden guter Freund» –, ihm Schutz zu gewähren. Zedlitz entsprach der Bitte und befahl, Mehnert – mochte der auch einwenden, er sei im Aufbruch nach Ungarn zum Türkenkrieg – in Ketten nach Liegnitz zu schaffen, wo er seiner Strafe zugeführt werden konnte.

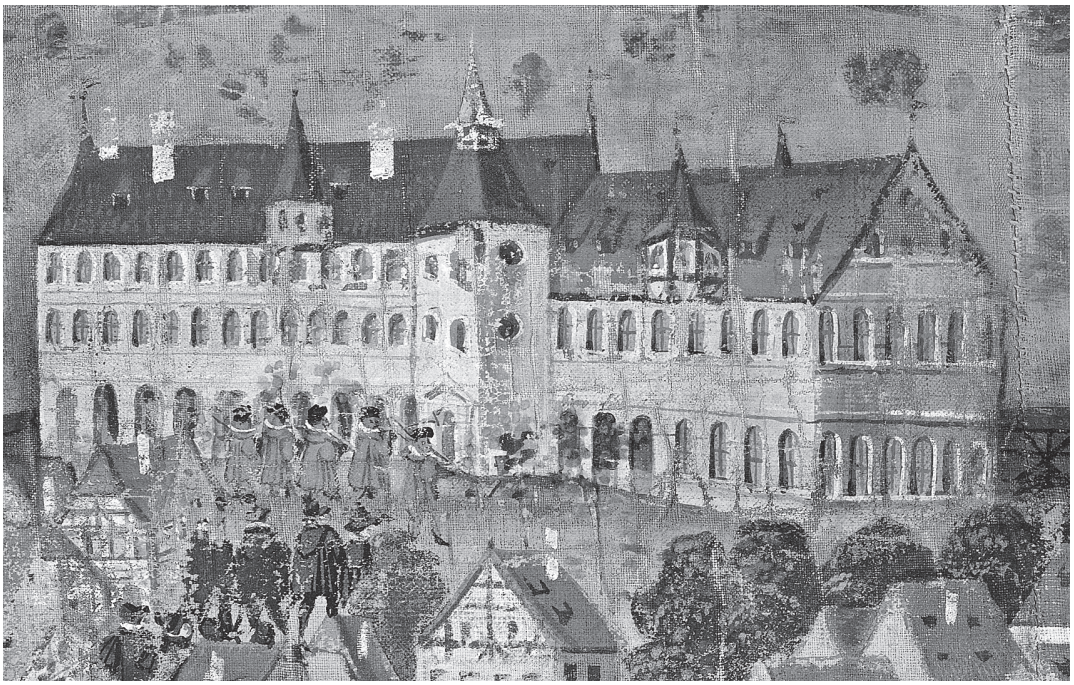
Wallenstein nahm aus Goldberg einigermaßen ordentliche Lateinkenntnisse mit. Vielleicht vermittelte ihm der ebenfalls angebotene Unterricht in Astronomie, der die Astrologie eingeschlossen haben könnte, erste Vorstellungen von der Macht der Sterne. Seinen Gastgeber Fechner behielt Wallenstein in freundlicher Erinnerung. Als er 1626, inzwischen Generalissimus des Kaisers, mit seiner Armee Goldberg passierte, bestellte er ihn in sein Quartier.[33] Voller Angst fiel Fechner dort auf die Knie und bat für die Züchtigung damals um Vergebung. Wallenstein wies ihn streng zurecht, forderte ihn dann aber auf, sich zu erheben. «Mein lieber Fechner», sagte er, «Sie haben nur

Ihre Pflicht getan.» Als Zeichen seiner Dankbarkeit ordnete er eine Wache zum Schutz von Fechners Haus ab. Lagerte Soldateska – mochte sie auch auf der Seite des eigenen Fürsten stehen – im Land, war das eine sehr hilfreiche Maßnahme. Außerdem schenkte er Fechner 100 Reichstaler.

## Randale in Altdorf

Anfang 1599 war Heinrich Slawata gestorben. Kaiser Rudolf höchstselbst betraute nun Albrechts Tante Jitka mit der Vormundschaft über Albrecht und seine Schwestern. Im August desselben Jahres immatrikulierte sich «*Albertus à Waldstein, Baro Boh.*», «Albrecht von Waldstein, böhmischer Baron», in der Hohen Schule in Altdorf vor den Toren Nürnbergs.[34] Die «Altdorfina», von Nürnbergs Rat gegründet, war damals kaum ein Vierteljahrhundert alt. Ihr Gebäude am Südrand der Stadt, das von Nürnbergs geldprallem Patriziat finanziert wurde, ist noch zu besichtigen. Es war eine Bildungsburg, in der wie zuvor in Goldberg lutherisch-melanchthonscher Geist wehte, aber auch calvinistische Professoren lehrten. Für den protestantischen Adel Böhmens war die Altdorfina nicht zuletzt deshalb attraktiv, weil sie eine hervorragende juristische Ausbildung bot, die für den Hofdienst qualifizierte. Vorlesungen der philosophischen Fakultät erfreuten sich ebenfalls regen Zuspruchs. Herausragende Lehrer waren die Rechtsgelehrten Conrad Rittershausen und Scipione Gentili, der Mediziner, Dichter und Philosoph Nikolaus Öchslin, vornehmer *Taurellus* genannt, und der Mathematiker und Astronom Johannes Richter.

Altdorf war Nürnberg untertan. Dessen Herrschaft repräsentierte der Pfleger, der in einem wuchtigen Schloss nahe dem Kollegiengebäude der Hochschule residierte. Universitäten waren Institutionen eigenen Rechts, herausgehoben aus der Herrschaftsordnung von Staaten und Städten durch kaiserliche oder päpstliche Privilegierung. Einen solchen Fremdkörper wollte die Stadt Nürnberg nicht in ihren



Universität Altdorf, Kollegiengebäude, Ausschnitt aus einem Rollbild der Stadt Altdorf, um 1575, Nürnberg, Staatsarchiv

Mauern wissen, war sie doch ihrerseits allein Kaiser und Reich unterstellt. Nahe genug, um den eigenen Nachwuchs dort ausbilden lassen zu können, war die Altdorfina aber doch. Bald nach der Gründung hatte die Hochschule lebhaften Zuspruch erfahren. Zur Universität vollen Rechts erhoben wurde sie durch Ferdinand II. im Jahr 1623.

Wallenstein nahm Quartier in einem zweistöckigen Sandsteinbau am Altdorfer Markt, schräg gegenüber dem Rathaus. Man hatte inzwischen seinen Betreuer ausgetauscht: Der trinkfreudige Walther war durch Wenzel Metrouski ersetzt worden, einen Mann, der einer angesehenen Görlitzer Familie angehörte. Sein Vater war Ratsherr und Bürgermeister. Welche Vorlesungen Wallenstein besuchte und was er lernte, bleibt im Dunkeln. Auch ob er sich damals in Adelskünsten bildete, muss offenbleiben. Gelegentlich waren jedenfalls die Dienste eines Fechtmeisters verfügbar. Doch nährte Skandal die Quellen. In einer Dezembernacht des Jahres 1599 finden wir Albrecht in einem Trupp von fünf Studenten, der sich vor der Wohnung des Professors Jacob Schopper, eines streitbaren lutherischen Theologen, zusammen-

gerottet hatte. Sie verspotteten ihn und seine Lehren, grölten antitrinitarische Parolen. Auch bewarfen sie seine Behausung mit Steinen und drohten, wiederzukommen und ihm Übles zu tun.

Gegen das Dogma der Dreifaltigkeit zu polemisieren war eine ernste Sache. Solchen Ketzern drohte mindestens Haft, selbst wenn, wie vermutlich in diesem Fall, nicht theologischer Disput, sondern Branntwein die Geister stimuliert hatte. Nürnbergs Rat ließ die Unruhestifter ermitteln, wobei kein Aufsehen erregt werden sollte. In den heiklen Zeiten der Glaubenskriege waren Obrigkeiten sehr sensibel, wenn Religionsstreit drohte. Auch Wallenstein dürfte einem Verhör unterzogen worden sein. Rädelsführer der Meute war aber nicht er gewesen, sondern Gottfried Sebisch, ein Student aus Breslau. In der schlesischen Stadt wucherten damals allerlei Heterodoxien, auch Sympathien für antitrinitarische Spekulationen begegneten.[35]

Noch im selben Monat kam es zu einem weiteren, diesmal schwerwiegenden Zwischenfall. Wieder waren Sebisch und auch Wallenstein mit von der Partie. Eine Gruppe von Studenten war mit Wolf Fuchs, dem Sohn eines Altdorfer Schlossers, in Streit geraten. Ein Wort gab das andere. Unversehens zog einer der Studenten, Johann Hartmann von Steinau, den Degen und erstach den Widersacher. Seine Kumpane gewährten dem Mörder erst Unterschlupf, halfen dann bei der Flucht. Sebisch landete mit weiteren Missetätern im Kerker und wurde der Stadt verwiesen. Nürnbergs Rat stellte Wallenstein unter Hausarrest. Sobald er seine Schulden bezahlt hatte, sollte er aus Altdorf verschwinden. Doch half ihm sein Adelstitel: Er erreichte Milderung, durfte weiter studieren und sein Haus zu Mahlzeiten und Gottesdienst verlassen. Dabei hatte er inzwischen weitere Gewalttaten auf dem Kerbholz. Einen gewissen Gotthart Livio hatte er in den Fuß gestochen. Seinen Diener hatte er mit Peitschenhieben geschunden – und das nur, weil der Mann sich müßig aus dem Fenster gelehnt und das Markttreiben beobachtet hatte, anstatt zu arbeiten. Famulus Metrouski scheint inzwischen den Dienst quittiert zu haben. In den Akten begegnet er nun als Unmensch und als «Verbrecher». Das Wort klang allerdings sei-

nerzeit weniger negativ als heute; es konnte einen bezeichnen, der einfach nur Regeln missachtet hatte, nicht kriminell war im modernen Sinn des Begriffs. Wallenstein musste Metrouski nebst ausstehendem Lohn ein beträchtliches Schmerzensgeld, 45 Gulden, bezahlen, zudem vier Gulden für Kleidung.

Doch wollte er sich nicht so ohne weiteres aus Altdorf feuern lassen. Wieder ging es um seine Ehre. In einem Brief, den er am 20. Januar 1600 an Nürnbergs Rat richtete, verwies er auf das Alter und die Reputation seines Geschlechts und erinnerte an den Einfluss, den zwei Verwandte, Karl und Adam von Waldstein, am Kaiserhof hatten. So forderte er die Aufhebung seines Arrests. Die Entscheidung, ob er die Stadt quittiere, sollte seinem freien Willen überlassen bleiben. Der vielleicht von seinem Präzeptor verfasste Brief – signiert hat Wallenstein ihn selbst – verfehlte seine Wirkung nicht. Gewunden antworteten die Ratsherren, er sei allein deshalb eingesperrt worden, um ihn vor möglicher Revanche durch seine Kontrahenten zu schützen. Eine Relegation sei weder stillschweigend noch ausdrücklich erfolgt. Er solle sich aber in der noch verbleibenden Zeit in Altdorf still und seinem Stand gemäß betragen. Killer Steinau kam übrigens ebenfalls ungeschoren davon. Sein Vater, Burggraf im benachbarten Rothenberg, hielt seine schützende Hand über ihn. Nürnbergs Macht endete vor den Mauern der Burg.

Anfang Februar oder im März 1600 verließ Wallenstein Altdorf. Er hatte sich als impulsiver, gegenüber seinem Diener brutaler Charakter präsentiert, der, wenn es nottat, geschickt seinen Status ins Spiel zu bringen verstand. Als Gefährten suchte er nicht böhmische Landsleute, sondern umgab sich lieber mit aristokratischen Standesgenossen.

Die Gewaltausbrüche, die er und seine Kommilitonen sich leisteten, lassen sich jedoch nicht an modernem Maß messen.[36] Rituale der Gewalt gehörten zum Habitus des Studenten. Der Exzess war Norm und verschaffte innerhalb der Gruppe Prestige. Die jungen Leute, die da soffen, lärmten, prügelten und im Extremfall sogar mordeten, kamen aus einem eingesperrten Leben. Anfangs in Windeln wie Pakete

verschnürt und zu Bewegungslosigkeit verdammt, blieben sie in ihrer Jugend von den Banden der Familie gefesselt und unter den Knuten der Präzeptoren. Da prügelten sie nicht – sie wurden geprügelt. Und bevor sie redeten, redeten Ältere. Beten, Singen und das Anhören von endlosen Predigten gliederten ihre Zeit. Nicht einmal ihr Gewissen war frei, dafür sorgten Beichtväter. So ist verständlich, warum viele von ihnen, an der Universität endlich dieser Zwänge ledig, über die Stränge schlugen.

## Sanfte Landung in Ambras

«Albrecht Wenzel Eusebius von Wallenstein
und auf Heřmanice im Jahre 1602.»

*Inschrift auf der Kirchenglocke von Hermanitz*

Manche Biographen schicken Wallenstein nach den unrühmlichen Altdorfer Monaten auf eine Reise durch halb Europa, nach Belgien, Frankreich und Italien. Sie lassen ihn Schlösser besichtigen, in Bologna und Padua studieren, arrangieren Begegnungen mit Astrologen und gewähren ihm sogar Mathematikunterricht durch den großen Galilei.[37] Gerne hätten wir die Leserinnen und Leser auf diese Grand Tour mitgenommen, mit ihnen an Wallensteins Seite Paris und Italiens Städte durchstreift. Doch hat die Reise jedenfalls zu diesem Zeitpunkt nicht stattgefunden. Als Beleg wurde bisher ein Brief des Mathematikers, Astrologen und Mediziners Paul Virdung an den Astronomen Johannes Kepler angeführt.[38] Virdung erwähnt in dem am 13. August 1603 abgefassten Schreiben eine Reise von einigen Jahren Dauer, die er mit dem vornehmen Baron von Waldstein durch Italien und Frankreich unternahm.[39] Doch ist dieser *illustris Baro a Waldstein* nicht mit unserem Albrecht von Wallenstein zu identifizieren. Es handelt sich um einen mährischen Standesherrn, nämlich Zdenek Waldstein auf Pirnitz, tschechisch Brtniczi, das seit Jahrhunderten von den Waldsteins

beherrscht wurde und dem Zweig der Familie den Namen lieh. Zwischen 1599 und 1602 absolvierte dieser *Zdeněk Brtnický z Valdštejna* seine Grand Tour. Sie führte ihn nach England, Frankreich und Italien, wo er anderthalb Jahre verbrachte. Sein Name findet sich in Paduas Universitätsmatrikel unter den Einträgen des Jahres 1600. Nach der Rückkehr auf sein mährisches Schloss blieb Zdenek mit Paul Virdung in freundschaftlicher Verbindung.[40] Übrigens hätte schon ein genauerer Blick auf den Brief einen Hinweis darauf entdecken können, wer der Waldstein war, mit dem Virdung halb Europa durchreiste: Er wurde im August 1603 eben in Waldsteins Besitz Brtniczi verfasst. Für Wallenstein ist ein Aufenthalt in Padua erst für das Jahr 1612 belegt. Unter diesem Datum findet sich sein Name in der Matrikel der juristischen Fakultät der Universität.[41] Viel studiert haben dürfte er damals allerdings nicht. Er besuchte die Stadt im Verlauf einer Wallfahrt nach Loreto, sie lag am Weg.

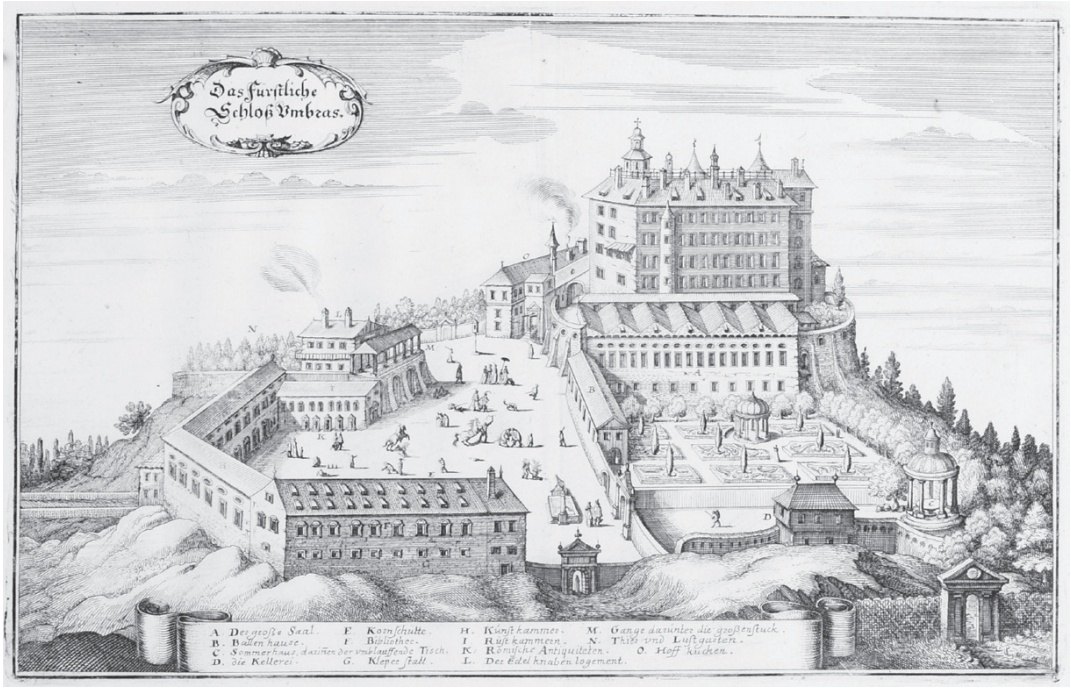
Die breit klaffenden Lücken in der Überlieferung gestatten Spekulationen. Ganz ausgeschlossen ist es natürlich nicht, dass Wallenstein 1600 oder 1602 auf Grand Tour ging, nur mangelt es eben an Quellen dafür. Irgendwo muss er seine vorzüglichen Italienischkenntnisse erworben haben. Überhaupt war er sprachgewandt und polyglott. Außer Tschechisch, Deutsch und Latein beherrschte er wenigstens passiv das Spanische und ein wenig Französisch.[42]

Vollkommen nebensächlich ist die Frage nicht, wo Wallenstein die Jahre nach dem Gastspiel in Altdorf verbracht hat. Vielleicht schickten ihn seine Vormünder in eine Lehranstalt gänzlich anderer Art, nämlich das Jesuitenkolleg im mährischen Olmütz. Kronzeuge dafür ist der Jesuit Balbín, später Wallensteins Patensohn. Er hat seinem Gevatter eine Biographie gewidmet, die dann weiteren Autoren die Federn führte. Gemäß Balbíns Bericht wurde Wallenstein nach seiner Koschumberger Zeit nach Olmütz gesandt, um Latein zu lernen. Auf wessen Einladung, wisse er nicht, die Rede sei von Baron Johann Kavka von Rziczan, einem Onkel mütterlicherseits, einem glühenden Katholiken und Anhänger der Gesellschaft Jesu.[43] Auf dessen Gütern im mährischen Bru-

mow wirkte ein Jesuit, der 1569 geborene Veit Pachta von Rayhofen, der einige Jahre später als Regens des Olmützer Konvikts begegnet. Balbín behauptet, der Jesuitenpater habe dem jungen Wallenstein die Irrtümer seiner piccardischen Lehrer aufgezeigt. Der Eleve habe daraufhin ihre Blindheit verdammt und sei mit gereinigtem Gewissen in den Schoß der römischen Kirche gesunken.

Ob das alles stimmt, ist unsicher. Ungewiss ist auch, ob ein Václav von Waldstein, der in der Matrikel des Olmützer Kollegs genannt wird, als unser Wenzel Eusebius von Wallenstein identifiziert werden kann.[44] Was dafür und für seine frühe Konversion spricht, ist der Schmuck der sechs Zentner schweren Bronzeglocke, die er bei seinem Besuch in Hermanitz der dortigen Kirche stiftete. Sie zeigte den gekreuzigten Christus mit der heiligen Maria Magdalena und der Gottesmutter, außerdem Bibelverse, das wallensteinische Wappen und dazu die Inschrift: «Albrecht Wenzel Eusebius von Wallenstein und auf Heřmanice im Jahre 1602.» Die Glocke wurde bei einem Brand der Kirche zerstört. František Dvorský, ein Historiker des 19. Jahrhunderts, dem eine grundlegende Darstellung von Wallensteins Leben bis 1621 zu verdanken ist, hat sie noch gesehen.[45] Dass ein Protestant die Jungfrau Maria, die Lieblingsheilige der Katholischen, auf einer solchen Stiftung abbilden ließ, ist nahezu undenkbar.

Lassen wir Wallenstein unter der Obhut Johann Kavkas, Pachtas und der Olmützer Jesuiten konvertieren, könnte das erklären, warum er nach den Jahren im mährischen Kolleg in die Dienste des Markgrafen Karl von Burgau trat.[46] Der Sohn Erzherzog Ferdinands von Österreich und der schönen Augsburger Bürgerstochter Philippine Welser war nämlich ein eifriger Katholik, der sich ohne Not keinen Ketzer ins Nest geholt hätte. Sollte Prioratos Schilderung zutreffen, hätte sich Wallenstein auf Schloss Ambras bei Innsbruck eingefunden, der damaligen Residenz des Markgrafen. Hier soll sich ein oft erzähltes Wunder ereignet haben. Franz Christoph von Khevenhüller, unter anderem kaiserlicher Botschafter in Madrid und Biograph Wallensteins und Kaiser Ferdinands II., erzählt von Wallensteins Zeit als




Matthäus Merian, Schloss Ambras bei Innsbruck, aus: Matthäus Merian, Topographia Provinciarium Austriacarum (…), Frankfurt a. M. 1679

Page. «In diesem Stande lag er einsten in einem hohen Fenster, und weil er sich den Schlaf übermeistern ließ, fiel er herunter, welches die Ursache soll gewesen sein, daß er sich von der Lutherischen Religion, darinnen er gebohren und erzogen, zu der Catholischen gewendet, weil ihm gedünkt, daß die Mutter Gottes ihn aufgefaßt und vor Schaden bewahrte.»[47] Man liebte und glaubte solche Geschichten. Noch Jahrhunderte später erinnert ein Lexikon unter dem Stichwort «Innsbruck» daran. Schloss Ambras mit seiner entzückenden Aussicht ins Inntal sei von der Stadt aus eine der genussreichsten Partien. «Als eine Merkwürdigkeit zeigt man auch den Söller, von dem Wallenstein, der Held des 30jährigen Kriegs, der Fels, an dem die Sturmwogen der Reformation sich brachen, als Edelknabe, schlafend, herab in die Tiefe stürzte, ohne sich zu verletzen.»[48]

Mirakulöse Konversionen, angefangen mit der Bekehrung des Saulus zum Paulus, begegnen in der Geschichte des Christentums in unüberschaubarer Zahl. So sollte eben auch Wallensteins Wende einer höheren Macht geschuldet sein. Priorato ordnet die Episode in Zu-

sammenhänge ein: Wer vor Unfällen bewahrt werde, sei für große Dinge vorgesehen, wie die Beispiele des Moses, Romulus, Cyrus und anderer zeigten.[49] Der Himmel lasse große Männer Missgeschicke erleben, um ihnen in den folgenden Widrigkeiten beistehen zu können. Großes Unglück sei manchmal Vorspiel großen Glücks. «Nicht jeder Sturz ist wie der Sturz des Ikarus oder des Phaeton. Und Antaeus, zur Erde niedersinkend, gewann Kraft aufs Neue.» In dieser Sicht hatte der Himmel, also Gott selbst, Wallensteins Fenstersturz arrangiert, um ihn zur Konversion zu bewegen.

Wo und wann auch immer Wallenstein katholisch geworden sein mag, es bedurfte eines solchen Schritts, sollte der Aufstieg im Kaiserdienst gelingen. Unzählige Karriere-Konvertiten trieben sich damals an Habsburgs Höfen herum, neben anderen Wallensteins Vetter Adam und der gerade erwähnte Khevenhüller.

## Ringen mit Saturn

In Schloss Ambras dürfte der junge Mann ein erstes Mal erfahren haben, was es hieß, bei Hofe zu sein. Hier wie in den Mauern aller Villen und Schlösser des frühneuzeitlichen Europas wurde unablässig Krieg gegen Langeweile und damit gegen die Melancholie geführt. Noch viel später lässt Tomasi di Lampedusa den Helden seines Romans «Der Leopard», Fürst Fabrizio von Salina, auf dem Sterbebett bekennen, er habe nur zwei, höchstens drei von seinen 73 Lebensjahren gelebt, wirklich gelebt. «Und wie groß waren die Schmerzen, die Langeweile?»

Das Leiden Melancholie schmiegte sich in die Gemüter, wenn Hitze auf die Dächer drückte, die Körper matt machte und den Geist träge. Wenn grauer Winter die Stunden ins Unermessliche dehnte, nährte es gottlose Begierden, ließ verzweifeln, womöglich an Selbstmord denken. Als Planet der Melancholiker galt der fahl schimmernde Saturn. Den Namen hatte er von dem griechischen Gott, der fünf sei-

ner Kinder verschlungen hatte, bevor ihn Jupiter, das sechste, stürzte. Das kannibalische Gestirn sollte für das Aufwallen schwarzer Galle sorgen und damit das Gleichgewicht der Körpersäfte durcheinanderbringen. Saturngeborene waren allerdings nicht nur düster gestimmt wie Hamlet und Rudolf II. Sie waren zugleich genial wie Michelangelo oder wenigstens sehr intelligent wie Wallenstein.

Mit Robert Burtons zuerst 1621 publizierter «Anatomy of Melancholy» fand die saturnische Krankheit ihren ersten Interpreten. Der brillant formulierende Theologe traf mit seiner Analyse der frühneuzeitlichen Variante des Leidens «Depression» einen Nerv, wie die enorme Verbreitung seiner Schrift belegt. Keinen wichtigeren Grund für Melancholie gebe es als Müßiggang, steht da zu lesen, und daher keine bessere Therapie als Geschäftigkeit.[50] Dem Adel legte Burton nahe, sich mit Ballspielen, Jagd oder Schwimmen die Zeit zu vertreiben. Studieren nütze und Lesen, und ab und zu solle ein guter Drink erfreuen. Musik in angenehmer Gesellschaft biete Heilung, ebenso das Betrachten schöner Dinge. Das erleichtere die Seele und erfrische sie: schön gebaute Städte zu sehen, Straßen, Theater, Tempel, Obelisken und so weiter.

Europas Aristokratie führte ihre Kriege gegen die Melancholie mit allen Mitteln, freilich oft vergeblich. Berge von Talern, wenigstens Stapel von Schuldscheinen wurden aufgeboten, um den Jammer zu bannen. Ein spanischer König späterer Zeit, Philipp V., bemerkte müde, als man ihm den gerade fertiggestellten Diana-Brunnen im Park von La Granja zeigte: «Drei Minuten unterhältst du mich und drei Millionen kostest du mich!»[51] Sparsamkeit war in aller Regel keine aristokratische Tugend. Man feierte Feste, veranstaltete Gelage, Turniere und Jagden, organisierte Theaterspiele, richtete Museen und Bibliotheken ein. Gelehrte, Literaten und Narren, Mätressen, Ingenieure, Musiker und Komödianten fanden Beschäftigung, wenngleich nicht immer den Lohn, der ihnen verheißen worden war.

Ambras bot ein besonders eindrucksvolles Exempel. Was von der mit Glanz und Gloria auftrumpfenden Inszenierung blieb, fasziniert

bis heute. Schöpfer des Wunderschlosses war der Vater Markgraf Karls, Erzherzog Ferdinand II. Unter ihm wurde Ambras zu einer mondänen Residenz ausgebaut. Zudem war Ferdinand ein manischer Sammler. In einem «Heldenkammer» genannten Raum des Museums, das er einrichten ließ, waren Rüstungen von Vorfahren und berühmten Feldherren ausgestellt. Auch der Reiterharnisch, den einst der Hausherr selbst im Türkenkrieg umgeschnallt hatte, war darunter. So reihte sich Ferdinand persönlich unter die Helden ein. In halb Europa fahndeten seine Agenten nach Porträts von Fürsten und Fürstinnen, Kardinälen und Heerführern. Alle diese Gegenstände demonstrierten, dass Adel, Kriegsruhm, Religion und wenig mehr zählten.

Unsummen wurden ausgegeben, um Ambras' Kunst- und Wunderkammer zu bestücken, bis schließlich über 3300 Raritäten beisammen waren. Man sah Naturalia vom Elefantenstoßzahn und Korallengeäst bis zum Krokodil, studierte antike Gemmen, Münzen und römische Meilensteine, bestaunte japanische Seidentücher und Fächer aus Siam und Mexiko, der eine aus einem Palmblatt, der andere aus Federn gemacht. Gemälde dokumentierten Naturwunder, etwa ein riesiges, ein paar hundert Kilo schweres Schwein, einen Riesen neben einem Kleinwüchsigen oder auch am ganzen Körper behaarte Menschen; sie waren von der seltenen Krankheit Hypertrichose befallen. Während man umherspazierte, klickten Automaten. Astronomische Uhren demonstrierten die Arithmetik des Himmels. Ein mechanisches Virtuosenstück ist der noch immer funktionsfähige «Schüttelkasten»:[52] Auf einem künstlich nachgebildeten Waldboden tummeln sich Lurche, Schildkröten, Skorpione und ein kleiner Drache. Gleich Waagebalken lose befestigt, wiegen die Wesen bei der leisesten Berührung die Köpfe und regen die Glieder, als lebten sie.

Die wertvollen Objekte der Wunderkammer waren zu Wallensteins Zeit nicht in Vitrinen gefangen. Sie standen der höfischen Gesellschaft zur Verfügung, wanderten von Hand zu Hand, unterhielten und belehrten. Was da zu bestaunen war, muss damals, Jahrhunderte vor den Bilderfluten unserer Tage, sensationell gewirkt haben. Auch dem Pagen

Wallenstein dürften die Augen übergegangen sein, als er sich in Ambras umsah. Da waren nicht nur die Kuriositäten und Preziosen des Museums. Der Spanische Saal des Schlosses mit seinen Fresken und der kostbaren Kassettendecke, einer der schönsten Renaissanceräume außerhalb Italiens, erlebte Gelage, Bälle und Tanz. Nahezu eine Hundertschaft versammelte sich um Erzherzog Ferdinand zum Mittagstisch. Der ausgedehnte Park mit seinen Wildgehegen und Fischteichen, seinen Gärten und Grotten, Wasserspielen und Lusthäusern bot im Sommer Erfrischung und Vergnügen.[53] Für sportliche Aktivitäten stand ein eigenes Ballhaus zur Verfügung. All das nahm vorweg, was Burton wenig später als Medizin gegen Melancholie empfehlen sollte.

Gäste im Vergnügungspark hatten im Bacchuskeller, einer finsteren Höhle, Proben zu bestehen. Unter den Klängen dionysischer Hymnen wurden sie eingesperrt und auf einen eisernen Fangstuhl gesetzt. Der Druck löste einen Federmechanismus aus, zwei Greifarme schnellten hervor und umschlossen Schenkel und Oberarme. Erst nach einem kräftigen Trunk Wein war die Freiheit wieder erlangt. Wer der Anforderung genügt hatte und den Willkommenspokal auf einen Zug geleert hatte, durfte sich in ein Trinkbuch eintragen. Zum Jammer der Historikerinnen und Historiker findet sich Wallensteins Name darin nicht.[54] Vielleicht hat er sich dem Initiationsritus nicht unterziehen müssen, weil er kein Gast war, sondern als Page diente?

# Lebenswelten: Signaturen einer Epoche

«Man kann dieses Wetter nicht schröcklich genug beschreiben. Es war noch schröcklicher!»

*Christoph Schorer, Memminger Chronick, 10. August 1627*

## Totentanz: Eiszeit, Hunger, Hexen

Stets mischte sich ein unsichtbarer Tänzer unter die Paare, die in Ambras' Spanischem Saal ihre Pavanen, Galliarden und Allemanden zelebrierten: der Tod. In allem Leben war er zu Wallensteins Zeit von unheimlicher Präsenz. «*Io sono la morte che porto corona*», so ein Poet des 16. Jahrhunderts. «Ich bin der Tod, der die Krone trägt./Ich bin der Herr eines jeden./Und ich bin so wild und unbarmherzig,/dass ich die Tore durchschreite und Mauern überwinde./Und ich bin der, der die Welt zittern lässt./Meine Sichel lass' ich kreisen, rundherum, rundherum.»

Simone Baschenis illustrierte die Verse 1539 auf der Fassade einer kleinen Kirche in Pinzolo im Trentino. Der Totentanz, den er darauf malte, erstreckt sich über mehr als 20 Meter. Ein Gerippe spielt mit dem Dudelsack auf, zwei blasen Schalmeien, mit welchen Lungen wohl? Das Bild des Gekreuzigten zeigt, dass selbst der Erlöser vom Tod nicht verschont wurde. Der Pfeil, den eines der Gerippe auf ihn abschoss, steckt ihm noch im Herzen. Dann folgen die Tanzpaare, Skelett und Papst, Skelett und Kardinal, Skelett und Bischof, Skelett und Soldat, Skelett und geiziger Reicher, Skelett und armer Krüppel …

Den Schluss macht ein apokalyptischer Reiter. Baschenis' *danza macabra* ist wie anderswo, in Paris, Bern oder Basel zum Beispiel, ein gemalter Kommentar zu den Begräbnissen, die auf dem Friedhof davor stattfanden. Mal arrogant, mal mit hämischem Grinsen weisen die Gerippe auf das unvermeidliche Ende der Menschlein hin, die sie zum Reigen führen. Die düstere Festivität der Tänze der Toten ist Mahnung, an dieses Ende zu denken, hält aber zugleich eine begütigende Botschaft bereit: In meinen Armen, so der Tod, seid ihr alle gleich. Unterschiede auf Erden zählen nicht mehr. Immer bin ich bei euch, egal, wie vornehm oder wie alt ihr seid. Unter den Tanzenden findet sich auch ein Kinderskelett, das ein Kind zum Reigen führt. Das Bild deutet an, worin sich der Tod der frühen Neuzeit von seinem modernen Nachfahren unterschied. Ein Diagramm, das die Sterbezahlen nach Alter veranschaulichte, würde gleich für die frühe Lebenszeit ein himmelstrebendes Gebirge mit schwarzen Gipfeln zeigen.

Es war hart zu gebären in jener Zeit. «Zwischen Kot und Urin sind wir geboren», dieser mittelalterliche Spruch galt nach wie vor selbst in Adelskreisen.[1] Leben und Tod waren zu Wallensteins Zeit nirgendwo sonst so nahe beisammen wie im Wochenbett. Kindbettfieber erscheint als eine der häufigsten Todesursachen unter Frauen. Und viele nahmen ihr Neugeborenes mit ins Grab. Eines von unzähligen Beispielen bietet der lapidare Eintrag in einer Münchner Chronik: «Anno 1626 den 4ten Decembris ist meine herzliebste Ehefrau an einem Kind, so ein Knab' gewesen, samt dem Kind gestorben. Gott gnade der lieben gottseligen Seele.»[2] Selbst aristokratische Wöchnerinnen nahmen es mit der Sauberkeit nicht so genau. Sie teilten ihre Lager mit Flöhen und Wanzen, und von den Händen ihrer Hebammen und Besucher krochen Bakterien in die noch wunde Gebärmutter, eroberten das Bauchfell, fraßen sich in weitere Organe. Übelkeit ergriff die Opfer, der Puls raste, eine Blutvergiftung machte den Sieg der unsichtbaren Armee vollkommen. Tödliche Folgen konnte es haben, wenn der Säugling nach der Entbindung einer Amme anvertraut wurde, was gerade in höheren Gesellschaftsschichten Übung war. Denn in solchen

Fällen mangelte der Wöchnerin ein Hormon, das sonst durchs Stillen aktiviert wird und den «Wochenfluss», der abgestorbenes Gewebe ausschwemmt, fördert. Kann es seine Wirkung nicht entfalten, steigt die Infektionsgefahr erneut. Erst moderne Antibiotika helfen, sie zu bannen.

Das Kindbett war die gefährlichste Gegend, in der sich Menschen der frühen Neuzeit aufhalten konnten. Hier drohte weit mehr Todesgefahr als auf Schlachtfeldern. Kaum war eine Entbindung erfolgt, galt es daher, rasch zu taufen, um wenigstens der Seele des Neugeborenen den Flug zur Gottesschau zu ermöglichen. Starb die erschöpfte Mutter nach der ersten oder zweiten, vielleicht auch erst nach der zehnten Geburt, heiratete der Witwer meist umgehend erneut, nach Möglichkeit eine junge Frau mit ordentlicher Mitgift. Und wieder wurden Kinder geboren und starben. Nicht wenige Mädchen und Jungen erreichten kaum ihr 14. Jahr. Noch im 18. Jahrhundert überlebte jedes fünfte Neugeborene die ersten zwölf Monate nicht.[3] Das Bild der frühneuzeitlichen Großfamilie, das große Kinderscharen um den Abendtisch zu Gebet und Mahl versammelt, ist daher romantische Fiktion. Im Durchschnitt umfasste damals ein Handwerkerhaushalt nur drei bis fünf Personen, Gesinde eingeschlossen.

Anders als heute, wo das Gebirge, das die Todesstatistik auftürmt, erst im Abenddämmer des Alters den Himmel berührt, hatten die Menschen zu Wallensteins Zeit ein prekäres Dasein. Alter begann viel früher als heute. Der gerade 50-jährige Wallenstein galt als alter Mann; sich selbst sah er im Februar 1634, keine 51 Jahre alt, in «hohem Alter». Jede Stunde des Lebens hielt tödliche Gefahren bereit. Eine Infektion, derer die heutige Medizin leicht Herr würde, genügte, einem Leben den Garaus zu machen. Und die Witterung verschärfte das Elend. Über Wallensteins Tagen lagen die Wolken der Kleinen Eiszeit, einer Kälteperiode, die im späten Mittelalter begonnen hatte. Als ihre Ursache werden verminderte Sonnenaktivitäten vermutet. Auch Vulkanausbrüche in den Tropen, deren Aschewolken Wärme abschirmten, könnten den Temperatursturz verursacht haben.[4] Bis

ans Ende des 17. Jahrhunderts sollte sich an der Malaise nicht viel ändern. Die Gletscher schoben sich hinunter in die Täler, selbst große Seen wie der Bodensee froren zu. Manchmal drangen hungrige Wölfe auf der Suche nach Beute bis in die Dörfer vor, weil die Eiszeit Berge von Schnee aufs Land gehäuft hatte.

Seit den 1560er Jahren waren die Temperaturen auf immer neue Tiefstwerte abgesunken. Lange, sehr kalte Winter und verregnete Sommer häuften sich. Der Klimasturz bewirkte magere Ernten, ließ die Kornpreise steigen, und wer kein Geld fürs tägliche Brot mehr hatte, verhungerte. Hin und wieder finde man tote Leute im Schnee, bemerkte erschrocken ein süddeutscher Chronist im Januar 1627, mitten im Klimatief. Noch im Juni desselben Jahres herrschte mancherorts Frost, man musste heizen, sofern man die Mittel für Brennholz hatte.[5] Im Winter darauf erlebten die Leute in Fulda ein exotisches Ritual, das daran erinnert, wie verschieden die Welt Wallensteins von der unseren war.[6] In der Stadt waren sechs Wölfe gefangen worden. Man steckte sie in Menschenkleider und hängte sie an den Straßen auf, gleich Verbrechern. Als magische Apotropäen sollten sie Artgenossen davor abschrecken, ins gequälte Fulda einzufallen.

Das schlechte Wetter war für die Menschen des 17. Jahrhunderts nicht einfach schlechtes Wetter. Es erschien als Gottesstrafe, gleich Hungersnöten und sonstigem Elend. «Um unserer Sünden willen» hätten sich die Jahre leider seit einiger Zeit strenger und herber gezeigt, stellte 1600 der Luzerner Stadtschreiber Renward Cysat fest.[7] Das schlimme Wetter war Warnung und Mahnung zur Besserung. Neben allgemeiner Sittenverderbnis machte man aber auch schwarze Magie als Ursache der Klimakatastrophe aus. Durch die Dämpfe toxischen Gebräus sollten Hexen und Hexer Gewitter blitzen und Hagel prasseln lassen, das Land im Sommer im Regen ertränken und im Winter im Frost zum Erstarren bringen. Nicht nur das Verhängnis der Eiszeit wurde ihnen zugeschrieben. Man beschuldigte sie, mittels magischer Praktiken Menschen krank zu machen und umzubringen, Vieh zu töten, Kinder zu morden.

Hexensabbat, aus der Chronik des Johann Jakob Wick, 1570, Zürich, Zentralbibliothek

Hexen und Hexer waren Produkte einer klassischen Verschwörungstheorie. Die Kleine Eiszeit und anderes Übel erschienen als Folge des geheimen Wirkens einer Gruppe von Personen zum Schaden der Allgemeinheit.[8] Eine reiche Literatur, der «Hexenhammer» vorweg, konstruierte phantastische, spektakuläre Szenen: Da reiten Frauen in tiefer Nacht auf mit Salbe beschmierten Besen, auf Ziegenböcken oder wilden Hunden durch die Lüfte zum Sabbat, beten Satan an, küssen ihm das Hinterteil und bringen ihm gemeuchelte Kinder zum Opfer. Sie verspotten Gott, feiern schwarze Messen, kochen Hagel und Gewitter …[9] Ihre angeblichen Untaten erklärten sonst Unerklärliches, wie eben das schlimme Wetter. Und so eröffneten sich Handlungsmöglichkeiten, die es eigentlich nicht gab: Man liquidierte angeblich Schuldige, um mit ihnen die Ursachen der Klimakatastrophe zu beseitigen. Eine ähnlich absurde Logik hatte die Judenpogrome während der spätmittelalterlichen Pestpandemie bestimmt.

Die Menschen zur Zeit Wallensteins müssen sich von Gespenstern,

Dämonen, Teufeln, von Dienerinnen und Dienern Beelzebubs umzingelt gefühlt haben. Der Augsburger Chronist Georg Kölderer bezifferte die Zahl der Hexen, die sich zu einem Sabbat im Umland eingefunden hatten, auf nicht weniger als 29 400.[10] Genau errechnet hatte ein lutherischer Theologe die Summe aller existierenden Teufel: Über zweieinhalb Billionen sollten es sein, nämlich 2 665 866 746 664. Kein Wunder, wenn der vielfache Leibhaftige sich unter Menschen begab, mit Hexen Sex hatte oder als Zaungast bei verbotenem Glücksspiel agierte. Fluchen und Schwören hatten ihn in ein Heerlager gelockt, wie der Söldner Peter Hagendorf in seinem Tagebuch berichtet.[11] Als ein Spieler sich nach zu Boden gefallenen Würfeln bückte, bemerkte er, dass einer der Umstehenden einen Kuhfuß hatte. Der Teufel selbst musste es sein! «Oh Herr Jesu, was sind hier für Spieler am Tisch!», habe der Kuhbeinige scheinheilig gerufen und sei dann verschwunden unter Hinterlassung großen Gestanks. Überhaupt nicht ratsam war es, einen Toast auf Satan auszubringen. Ein Trompeter der Wallenstein-Armee soll ihm im Verlauf eines Besäufnisses zugetrunken haben – es bekam ihm übel. Am Morgen darauf wurde er tot, mit gebrochenem Genick im Bett gefunden.

Hagendorfs Tagebuch ist eine eindrucksvolle Quelle. Der aus dem brandenburgischen Dorf Görzke stammende Autor vermittelt – oft kurz, lakonisch – Eindrücke vom harten Söldneralltag. Exotische Flüche klingen aus seinem Gekritzel in unsere Zeit: «Oh Lutrian, Begfutu, Madtza, Hundtzfudt!»

Konkrete Hexen oder Hexer ließen sich mühelos erzeugen: Es war die Folter, die sie massenweise schuf. Wem die Arme ausgekugelt oder die Daumen zerquetscht werden, wer mit glühendem Pech beträufelt, mit ätzender Kalkbrühe übergossen oder mit dem Feuer geweihter Kerzen gebrannt wird, gesteht alles; beichtet den Beischlaf mit dem Bocksbeinigen oder Kuhfüßigen, den Tanz um ihn am Hexensabbat, rituellen Kindsmord oder auch Wettermachen zum Schaden der Christenmenschen. Prozesswellen mit Hunderten Hinrichtungen brandeten auf, weil die Schergen der Obrigkeiten brutale Mittel anwandten,

um aus Angeklagten die Namen aller den Sabbat Feiernden herauszupressen. Wie Abertausende dürfte auch ein junges Mädchen, das 1627 hingerichtet wurde, durch Folter zum Geständnis genötigt worden sein. Söldner Hagendorf sah der Hexenexekution zu. In Lippstadt, so seine Notizen, gibt es gutes altes Bier und böse Leute. «Ich habe ihrer 7 verbrennen gesehen. Darunter ist sogar ein schönes Mägdelein gewesen von 18 Jahren, aber sie ist doch verbrannt worden.»[12] Anders als vielfach zu lesen waren große Hexenpaniken keine Sache mittelalterlicher Finsternis, vielmehr weitgehend Ereignisse der frühen Neuzeit. Auf zwischen 50 000 und 60 000 schätzt die neuere Forschung die Zahl der Opfer von absurder theologischer Spekulation, Juristerei und Frauenfeindschaft.

Wahre Massenmörder der Vormoderne waren Seuchen. Alle paar Jahre zogen sie durchs Land, in Kriegszeiten als unheimliche Schatten der Heere.[13] 35 000 Tote soll die Pest zwischen 1632 und 1634 allein in Nürnberg gefordert haben. Hinter der «Pestilenz», von der die Quellen gewöhnlich reden, konnten sich alle möglichen Krankheiten verbergen, etwa Cholera, Typhus oder Ruhr. Als leichte Beute fielen ihnen die dürren Körper der Armen zu. Doch verschmähten sie auch fette Reiche nicht, nicht Junge und nicht Alte, nicht Weiber, nicht Kinder. Das stellten die Dichter und Maler der Totentänze ganz zutreffend dar. «Der Tod stand vor meinem Fenster und umgab mich von allen Seiten», schrieb Ascher Levy, ein im Elsass lebender Rabbiner, als eine Seuche sein Dorf heimsuchte.[14]

Doch alles kam auf das Dasein jenseits des Todes an. Bezeichnend ist, was der Zeitzeuge Hagendorf mitten im Dreißigjährigen Krieg in sein Tagebuch kritzelte, als sein viertes Kind – das vierte von vieren, auch die anderen waren früh gestorben – verschied und ihm die Mutter bald darauf ins Grab folgte. «Gott verleihe ihr samt dem Kind und allen ihren Kindern eine fröhliche Auferstehung, Amen. In dem ewigen seligen Leben wollen wir einander wiedersehen.»[15] Die Alternative war die Hölle. Sie erschien noch immer als wirklicher Ort, als Feuersee oder flammendurchlodertes, stinkendes Verlies in den tiefsten

Klüften der Erde, aus dem die Schreie Gemarterter schallten. Im Mittelpunkt der Welt sollte sie sich öffnen, denkbar weit entfernt vom Himmel.[16] Gemeine Leute sahen sich ebenso vor die harte Alternative «Himmel oder Hölle» gestellt wie Fürsten, Könige und der Kaiser.

## Um Glauben und Macht

Zentrum des Lebens war die Religion, die ein gottgefälliges Leben forderte. Weil es um alles ging, um Seligkeit und Ewigkeit, konnte sich ein Streit um den rechten Glauben und damit um die richtigen Lehren zu blutigem Krieg steigern.

Zunächst, noch während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, hatten Katholiken und Protestanten im deutschen Reich friedlich zusammengelebt. Rechtsgrundlage dafür bot der 1555 in Augsburg ausgehandelte Religionsfrieden. Durch ihn sahen sich die Lutheraner reichsrechtlich anerkannt, allerdings nicht die Calvinisten und auch nicht die Täufer, Spiritualisten und andere unorthodoxe, unartige Kinder der Reformation. Den Landesfürsten wurde das *ius reformandi* zugestanden, das Recht, die Konfession ihrer Untertanen zu bestimmen. Das Prinzip wurde später auf die Formel «*cuius regio, eius religio*», «wessen Gebiet, dessen Religion», gebracht. Wo in Reichsstädten beide Konfessionen vertreten waren, sollte friedliches Zusammenleben gepflegt werden. Untertanen, die einen Glaubenswechsel ihres Landesherrn nicht mitmachen wollten, durften immerhin auswandern. Es war ein erstes, kleines Menschenrecht.

Der Frieden wäre nicht zustande gekommen, hätten die Parteien daran festgehalten, allen Dissens auszuräumen. Widersprüchliches blieb stehen. Der 18. Paragraph des Friedens, der sogenannte Geistliche Vorbehalt, resultierte aus einer einseitigen Erklärung des Kaisers: Katholische Fürsten, die von der alten Religion abfielen, sollten alle Ämter, Besitzungen und damit auch die Einkünfte daraus verlieren. Zum Ausgleich hatte König Ferdinand, der Bruder Karls V. und künf-

tige Kaiser, evangelischen Städten und Ritterschaften in geistlichen Fürstentümern das Existenzrecht garantiert. Doch die rechtliche Grundlage dieser *Declaratio Ferdinandea* war ebenso brüchig wie das Fundament des Geistlichen Vorbehalts. Sie galt nicht als Teil des Friedens und blieb zunächst geheim.

Der Augsburger Frieden hatte die Erfahrung zum Grund, dass es selbst Karl V., dem mächtigsten Kaiser seit dem Mittelalter, nicht gelungen war, die Protestanten zu unterwerfen. Sogar katholische deutsche Fürsten fürchteten, was die protestantische Propaganda als Gefahr «viehischer spanischer Servitut» anprangerte: Knechtschaft unter einem Herrscher, der über ein Weltreich gebot. Karl starb 1558, das Imperium übertrug er seinem Sohn Philipp, der die militante Katholisierung in Europa und rund um den Globus weiter vorantrieb. Die Kaiserkrone übernahm Ferdinand, Karls jüngerer Bruder. Ihm folgte Maximilian II. auf den Thron, der Nachruhm als toleranter Pragmatiker genießt.

Kriege um Glauben und Macht prägten Europa auch nach dem Tod Karls V. Frankreich versank in blutigen inneren Wirren: Gegen die katholische Monarchie kämpfte eine protestantische Adelsfronde. Wie stets stand neben der Religion die Staatsform – Monarchie oder Ständestaat – zur Disposition. In Perioden militärischer Schwäche zeigte sich die Krone kompromissbereit; standen hingegen spanische Hilfstruppen in Aussicht, war alle Toleranz vergessen. Vergeblich mühten sich klügere Staatsmänner wie der Kanzler Michel L'Hospital um Ausgleich mit den Hugenotten, wie man Frankreichs Protestanten nannte.

Spanien galt noch in Wallensteins Epoche als eine Supermacht gleich den USA bis zur Schwelle unserer Tage. Philipp II. herrschte über Staaten und Städte Italiens, über die reichen Niederlande, überseeische Gebiete und Stützpunkte in Amerika und Asien. Nicht nur in den französischen Wirren mischte Madrid nach Kräften mit: Seit 1568 sah sich das Imperium in einen Krieg mit den Niederlanden verstrickt, die wie Deutschlands Protestanten um religiöse Freiheit und politische Unabhängigkeit kämpften. Als Philipps Bluthund, der

«eiserne Herzog» von Alba, einige Anführer köpfen ließ, festigte das nur die Entschlossenheit der Rebellen. Ihr Krieg um Sein oder Nichtsein zwang sie zur Reorganisation des Heeres. Und die nach ihrem Initiator Moritz von Oranien benannte oranische Heeresreform bot Armeen in halb Europa Anregungen. Ihr zentrales Element war das Einüben von Disziplin mittels Strafen und Belohnungen, auch durch tägliches Exerzieren.[17] Langfristig erforderte das oranische System die Aufstellung stehender Heere und damit den Abschied vom hergebrachten Söldnerwesen mit seinem Rhythmus von Anwerbungen und Abdankungen. Schon deutete sich die Fratze des modernen Krieges mit seinen Massenheeren an: Während die Katholischen Könige Granada mit etwa 20 000 Mann erobert hatten, kommandierte ihr Enkel Karl V. 150 000 Söldner und der französische König im späten 17. Jahrhundert 400 000.

Immer größere Bedeutung gewannen Festungen. Nicht mehr hohe, von Türmen überragte Mauern panzerten zu Wallensteins Zeit Zitadellen und Städte. Vor den Wällen stemmten sich nach strenger Geometrie geformte Bollwerke dem Feind und seiner Artillerie entgegen. Belagerungen gestalteten sich schwierig und zeitraubend. Sie banden Söldnerhaufen im Übermaß, türmten logistische Probleme auf und kosteten viel Geld. Unzählige Sturmangriffe scheiterten im Kugelhagel vor frisch aufgemauerten Ravelins, Kurtinen und Bastionen.

Während der 80 Jahre Krieg, den das spanische Mutterland gegen die widerspenstigen Niederlande führte, zählte Madrids Flandernarmee zeitweilig fast 70 000 Mann. Der Aufwand schien aus der Sicht Madrids gerechtfertigt: Von den Niederlanden aus, so ein Berater Philipps II., ließen sich Deutschland in Schach halten, Frankreich zwingen und England binden.[18] Zur gleichen Zeit verschärften sich die Kämpfe zwischen den französischen Protestanten und der Krone. 1572, nach dem dritten Hugenottenkrieg, reifte der Entschluss, die Revolte zu enthaupten. In der Nacht auf den 24. August – sie war dem heiligen Bartholomäus geweiht – wurden deren Anführer ermordet. In den Straßen von Paris und bald auch in anderen Städten massakrierte der

Mob Tausende. Papst Gregor XIII. dankte dem Herrn für das Gemetzel an Ketzern, indem er Gottesdienste abhalten und Gedenkmünzen prägen ließ.

Entschieden war aber nichts. Frankreich wurde zum Schlachtfeld europäischer Mächte: Den Hugenotten standen die niederländischen Glaubensbrüder bei, ebenso protestantische deutsche Fürsten und Elisabeth von England. Frankreichs Monarchen hingegen hatten in den Hugenottenkriegen Spanien an ihrer Seite, doch drohte die Umarmung, sie zu ersticken. Philipp versuchte sogar, sich selbst die Krone des Nachbarlandes zu verschaffen. Spannungen und Krieg zwischen den katholischen Königen Frankreichs und den ebenso katholischen Habsburgern hatten eben darin ihre Voraussetzung. Im Dreißigjährigen Krieg sollte die Gegnerschaft eskalieren.

Einige der Fürsten, die den Völkern Europas Krieg und Tod bescherten, hegten große Visionen. Sie wollten im Glauben geeinte, friedliche, wohlgeordnete Reiche schaffen, allerdings unter ihrem Zepter und ihrer jeweiligen Konfession, was Aufstände und Kriege entzündete. Schon Karl V. hatte solchen Träumen nachgehangen. Philipp II. versuchte ihre Verwirklichung mit heiligem Ernst. Er war ein fähiger Bürokrat und zugleich sehr fromm – eine gefährliche Kombination. Die Aktenlektüre verschaffte dem König Wissen um die Geheimnisse und Mechanismen der Macht, zudem Unabhängigkeit von Beratern. Zugleich hetzten ihn Weltherrschaftsträume und sein katholisches Gewissen in Kriege, die den Staat mehrmals in Bankrott stürzten. Allein die Feldzüge gegen die rebellischen Niederlande verschlangen zeitweilig ein gutes Drittel der Staatseinnahmen. Das amerikanische Edelmetall, das Spaniens Schiffe unter der Sonne von Cádiz löschten, reichte bei weitem nicht hin, die Kriegskosten auszugleichen. Ein unbestreitbarer Erfolg war allein der Sieg über eine türkische Flotte, den spanische Galeeren zusammen mit Verbänden anderer katholischer Mächte 1571 bei Lepanto erfochten. Weniger gut verlief das Unternehmen, den Staat Elisabeths I. unter den Katholizismus zu zwingen. Der Versuch einer Invasion Englands mit der berühmten Armada scheiterte 1588 an

der Taktik der gegnerischen Flotte und ungünstigen Winden. Noch hätten allerdings selbst scharfsichtige Beobachter nicht ahnen können, dass das Inselvolk Elisabeths I. dereinst über die halbe Welt herrschen würde.

## Ein Monstrum in Europas Mitte

Über Europas Mitte breitete sich das Heilige Römische Reich deutscher Nation. Es war religiös ebenso gespalten wie Frankreich, dazu politisch zersplittert, wobei der gläserne, zerbrechliche Religionsfrieden von 1555 dazu anhielt, miteinander auszukommen. Die deutsche *Freyheit*, die von Patrioten beschworen, von Flugschriften verteidigt und von Publizisten gefeiert wurde, war Fürstenfreiheit, nicht die des Volkes. Im Reichstag fand dessen Stimme dennoch etwas Widerhall, beteiligten doch einige Reichsstädte Zunfthandwerker an der Herrschaft. Gleich Reichsfürsten waren die Reichsstädte «reichsunmittelbar», untertan allein Kaiser und Reichstag. Dasselbe Privileg hatten neben Reichsfürsten die Reichsprälaten und Reichsgrafen. So war das deutsche Imperium ein Konglomerat von Hunderten mehr oder weniger selbständiger Organismen. Ein Staatsrechtler nannte es ein *Monstrum* – etwas Seltsames, Sonderbares, das sich nicht in die gängigen Kategorien Monarchie, Aristokratie oder Demokratie packen lässt. Doch war das Gebilde im Herzen Europas nicht nur eine lockere Allianz verbündeter Staaten. Vielmehr band eine unüberschaubare Fülle von Gesetzen, Gewohnheiten und Verträgen die Glieder des Reiches aneinander. Zum Beispiel umfasst Johann Christian Lünigs «Reichs-Archiv», eine Rechtssammlung des 18. Jahrhunderts, nicht weniger als 24 Foliobände. Ihr Autor verlor bei der Abfassung selbst den Überblick und sprach von seinem Werk als einem «Labyrinth».[19]

Das Reich wurde deshalb «heilig» genannt, weil es als letzte Universalmonarchie der Weltgeschichte galt. Viele sahen es gleich seinen mittelalterlichen Vorgängern in ungebrochener Kontinuität mit dem anti-

ken römischen Imperium, und Bibelkenner hielten es für das Reich, das gemäß der Traumdeutung des Propheten Daniel bis zum Jüngsten Tag dauern würde. Das Heilige Römische Reich deutscher Nation erschien also nicht einfach als ein politisches Gebilde von dieser Welt, sondern als Ereignis der Heilsgeschichte nahe dem Tor zur Ewigkeit. Gestalt gewann es in Bildern und Symbolen, in festlichen Einzügen, vor allem aber in der Person des Kaisers, den seit über einem Jahrhundert ausschließlich die Habsburger gestellt hatten. Neben den obersten Gerichten, dem Reichskammergericht und dem Reichshofrat, verdichtete sich das *Sacrum Imperium* im Reichstag.[20] Mit einem modernen Parlament hatte die Versammlung nicht viel gemeinsam. Seine Existenz markierte aber doch eine Einschränkung monarchischer Macht, ebenso wie die Ständekonvente in den Territorialstaaten; auch sie bändigten die Fürstenherrschaft ein wenig. Der Reichstag tagte in unregelmäßigen Abständen. Anlass zu seiner Einberufung boten zum Beispiel Kriegsgefahr oder die Notwendigkeit, die Nachfolge im Kaisertum zu regeln.

Die Versammlung teilte sich in drei Kurien: Kurfürsten, Fürsten und Städte. Im Kurfürstenrat thronten die Kaiserwähler, die sieben Kurfürsten: drei geistliche Herren – die Erzbischöfe von Köln, Mainz und Trier – und vier weltliche Herren, nämlich der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg und Böhmens König. Letzterer, Wallensteins Landesherr, pflegte an den Beratungen des Reichstags nicht mehr teilzunehmen. Aber er verfügte über eine Stimme bei der Kaiserwahl. Im Fürstenrat saßen weltliche Fürsten neben Bischöfen und Äbten, die über reichsunmittelbares Gebiet herrschten. Die kleineren unter ihnen, Prälaten, Grafen und Herren, verfügten nur über «Kuriatstimmen»: Sie hatten mit anderen zusammen ein einziges Votum und mussten sich darüber verständigen, wie es ausfallen sollte. Je eine Stimme führten die rheinischen und die schwäbischen Prälaten, während sich die etwa 100 Grafen und Herren vier Voten teilten. Die Reichsstädte schließlich besetzten vereint die schwäbischen und rheinischen Städtebänke. Stimmrecht hat-

ten sie erst 1582 errungen. Ihre Voten waren aber nicht ohne Gewicht, da in ihren Mauern viel Geld wohnte. Nicht vertreten waren auf dem Reichstag weitere Glieder des Reiches: Reichsdörfer, Reichsritter und die Fürsten, die über die Reste des uralten, einst langobardischen *regnum Italiae* geboten.

Als Ganzes war das Heilige Reich kaum handlungsfähig. Zu umständlich wären die Verfahren gewesen, wenn es zum Beispiel bei Kriegsgefahr darauf angekommen wäre, rasch Steuern für die Heeresfinanzierung zu bewilligen. Auswärtigen Kronen boten sich damit viele Möglichkeiten, die Fürsten des Reiches gegeneinander auszuspielen, sie im Besonderen gegen den Kaiser und damit Habsburg in Stellung zu bringen. Manche Reichsfürsten spielten sich auf ihren Fleckchen Land wie Götter auf, und in aller Regel war ihnen ihr fürstliches Hemd näher als der Reichsmantel. Dennoch hatte dieses amorphe Gebilde kaum zu überschätzende Bedeutung für den Frieden in Europa.

## Spannungen

Eine Politik des Ausgleichs wäre ein Gebot der Stunde gewesen. Einer, der das in aller Klarheit sah, war der Diplomat und kaiserliche Feldhauptmann Lazarus von Schwendi. Sein Ruhm gründet heute weniger auf seinen Kriegstaten und seinen Fähigkeiten als Ökonom als auf einer Denkschrift, die er 1574 verfasste.[21] Inmitten kriegslodernder Zeitläufe geschrieben, bietet sie eine politische Analyse von bemerkenswerter Weitsicht. Schwendi, selbst Katholik, stellte die Reformation – für gute Katholiken die größte Katastrophe seit der Sintflut – als heilsgeschichtliches Ereignis dar und als logische Konsequenz des Verfalls der römischen Kirche. Durch den Buchdruck seien allen die Augen über die in der Kirche eingerissenen Missbräuche geöffnet worden. Nur mit Mühe und manchmal mit Gewalt, so die Denkschrift, ließ sich der gemeine Mann beim katholischen Glauben halten, und auch im Adel hätten protestantische Neigungen zugenommen. Schwendi riet, die mode-

rate, vom Religionsfrieden sanktionierte Politik Ferdinands I. beizubehalten. Der Kaiser sollte als Schiedsrichter über den Parteien stehen und sich gleich einem guten Arzt «um die Wohlfahrt und Erhaltung des ganzen Leibs des gemeinen Wesens» kümmern. Das erfordere, zu Spanien wie zu Rom Distanz zu beziehen. Die Deutschen wünschten einen Herrn, der sie auf ihre Art und nicht auf Spanisch regiere. Eine solche Politik gebot nach Schwendis Überzeugung *necessitas*, die Notwendigkeit, hatte es doch nicht einmal der mächtige Kaiser Karl unter wesentlich günstigeren Umständen verstanden, sich durchzusetzen. Die Protestanten mit Gewalt in die römische Kirche zu treiben, hielt der Autor für unmöglich, das zeige sich in den Niederlanden ebenso wie in Frankreich. Am Wiener Hof störte die Protestanten, wie Schwendi meinte, dass hier spanischer Stil herrsche und Katholiken bei der Vergabe von Ämtern bevorzugt würden. Und sie fürchteten Krieg mit dem Kaiser.

Wiederholt begegnet in der Denkschrift das Zauberwort «Toleranz». Fast durchweg würden die Deutschen danach rufen, mochte auch der päpstliche Stuhl zu Rom Widerstand leisten und sich der Jesuiten als Instrument bedienen, um weiter Zwietracht zu schüren. Angesichts der gegenwärtigen «innerlichen Verletzung und Zertrennung», so Schwendi, könne sich das glühende Feuer wie jäher Wind entzünden. Das Reich geriete darüber in äußerste Gefahr. «Wie würden die fremden Nationen Öl ins Feuer gießen, damit wir einander selbst aufmetzelten!» Betreibe Maximilian nicht mit Eifer und Ernst Toleranzpolitik, komme Gottes Strafe über ihn und seine Nachkommen. Auch das gemeinsame Vaterland werde jämmerlich büßen müssen.

Schwendi blieb ein einsamer Rufer in der Wüste. Und manche Katholiken blickten mit Misstrauen auf Maximilian, da sie ihn in Religionssachen für zu nachgiebig hielten. Die konfessionellen Spannungen nahmen in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts zu. Ein Beispiel bietet der «Kalenderstreit», der Deutschland und weitere Länder Europas seit 1582 beschäftigte. Papst Gregor XIII. hatte per Bulle verfügt, zehn Tage aus dem Kalender zu streichen. In allen christlichen

Ländern sollte auf Donnerstag, den 4. Oktober 1582, ein Freitag mit dem Datum des 15. Oktober folgen. Motiv der Reform war, das Kalenderjahr wieder dem Sonnenjahr anzugleichen, denn seit den Tagen Julius Caesars, als die bis dahin gültige Zählung etabliert worden war, hatten sich die Abweichungen summiert. Das Frühlings- und das Herbstäquinoktium – die Zeit um den 20. März und den 23. September, zu der Tage und Nächte ungefähr gleich lang dauern – stellten sich nun gut zehn Tage zu spät ein. Entsprechend verspätet wurden die Kirchenfeste, allen voran Ostern, gefeiert. Auch die Zeiten für Aussaat oder Ernte verloren den Bezug zum Kalender.

Die Kalenderreform war eine sinnvolle Maßnahme rein technischer Art. Aus protestantischer Sicht hatte sie aber den Nachteil, dass sie von Rom ausging. Noch immer hielt sich der Papst für das geistliche Oberhaupt des ganzen Erdkreises. In einigen Städten kam es zu Unruhen, als die Obrigkeiten den gregorianischen Kalender dekretierten. Dabei konnte sich der Konflikt mit sozialen Gegensätzen verbinden. Der Augsburger Handelsherr Hans Fugger meinte, Ursache der Unruhen seien Mutwillen, Armut und der Wunsch, «dass alles über und über gehe», gewesen, also nicht einfach nur die Religion. Derselbe Fugger hatte bei anderer Gelegenheit festgestellt, leider erzeigten sich die Dinge «mehr zur Böserung als zur Besserung».[22]

Nicht nur theologische Lehren trennten Protestanten und Katholiken. Ihre Kirchen sahen verschieden aus, bunt und goldstrotzend die der Altgläubigen, karg und innere Sammlung nahelegend die der anderen. Die konfessionelle Differenz wirkte tief in Alltag und Familienleben hinein, begründete unterschiedliches Beten, prägte die großen Lebensfeste um Taufe, Heirat und Tod. Nach der Kalenderreform nummerierten Protestanten die Wochentage anders als ihre katholischen Nachbarn.

In der großen Politik sorgte die Frage für Streit, ob es evangelischen Fürsten oder kirchlichen Institutionen erlaubt sein sollte, nach Einführung der Reformation in ihren Gebieten katholisches Kirchengut einzuziehen. In Köln kam es darüber zu Krieg. Den Anlass lieferten

Hormone: Der Kölner Erzbischof Gebhard Truchseß von Waldburg – auf einem Porträt Hermann tom Rings wirkt er nicht sehr fromm, eher wie ein Filmstar oder Leistungssportler – hatte sich in die bildschöne Agnes von Mansfeld verliebt. Sie zu heiraten war ihm als geweihtem Priester verwehrt. So wandte er sich 1582 dem reformierten Glauben zu, dachte freilich nicht daran, seine Ämter niederzulegen. Damit verstieß er gegen den Geistlichen Vorbehalt des Religionsfriedens. Seinen Untertanen stellte er frei, gleich ihm zu konvertieren oder beim alten Glauben zu bleiben. Die katholische Seite reagierte hart. Hätte sich Gebhard durchgesetzt, wäre es im Kurkolleg, also dem Kreis der Kaiserwähler, zu einer protestantischen Mehrheit gekommen. Und die Vorstellung, die Krone des Heiligen Römischen Reiches könnte dereinst einen Ketzerkopf schmücken, war für Habsburg und katholische Fürsten von Bayern bis Köln ein Alptraum. Der Kaiser forderte Gebhard zum Rücktritt auf, Papst Gregor exkommunizierte ihn. Zum neuen Kurfürsten machte Kölns Domkapitel den Wittelsbacher Ernst von Bayern, einen strammen Katholiken und eifrigen Pfründensammler. Im folgenden Krieg, der sich bis 1590 hinzog, gewann Bayern, dem spanische Truppen Flankenschutz gewährt hatten. Gebhard endete als protestantischer Domdechant in Straßburg.

Auch hier war Streit um den Besitz profitträchtiger Pfründen entbrannt. Die protestantische Partei suchte dabei die Unterstützung von Reichsfürsten ihrer Konfession und spann Bande zum Hugenottenchef Heinrich von Navarra. Als Bischof Johann von Manderscheid 1592 starb, verschärfte sich der Konflikt: Die katholischen Mitglieder des Domkapitels wählten Kardinal Karl von Lothringen, während die Protestanten als Gegenkandidaten den 15-jährigen brandenburgischen Prinzen Johann Georg installierten, einen Sohn des Kurfürsten. Zwei Nachbarn des Bistums, der Protestant Friedrich von Württemberg und der katholische Herzog Karl von Lothringen, mischten in der elsässischen Affäre nach Kräften mit. Wieder marschierte Militär, und Vermittlungsversuche des Kaisers liefen ins Leere. Dafür half der zum Katholiken gewandelte Heinrich von Navarra, der als Heinrich IV. seit

1589 Frankreich regierte. Krone und Frieden im Land waren ihm die sprichwörtliche Messe wert gewesen. Lothringens Kandidatur setzte er keinen Widerstand entgegen.

Besonders fromm waren die Geschäfte, die einen Krieg verhindern halfen, nicht. Der Brandenburger verzichtete auf Straßburgs Mitra, zum Ausgleich spendierte ihm Friedrich von Württemberg Hunderttausende Gulden. Friedrich selbst ließ sich die Zustimmung zur Beförderung Karls von Lothringen auf Straßburgs Bischofsstuhl üppig vergelten: Der Neugewählte übertrug ihm das bisher zum Fürstbistum gehörende Städtchen Oberkirch samt Umgebung. Zum Koadjutor und damit Nachfolger im Bischofsamt erhob Karl den Habsburger Erzherzog Leopold und festigte damit die Beziehung zum Kaiser. Dieser Leopold scheint ein begabtes Kind gewesen zu sein – schon als Zwölfjähriger hatte er es zum Bischof von Passau gebracht.

Fatal war, dass zur selben Zeit, als um die rheinischen Bistümer gerungen wurde, die Reichsjustiz erodierte. Streit um die Geltung des Geistlichen Vorbehalts hatte die Visitationskommission des Reichskammergerichts, dessen Revisionsinstanz, blockiert. Streit um die Rückgabe säkularisierten Klosterguts sprengte einen als Ersatz zusammengestellten Ausschuss. Und zu Beginn des neuen Jahrhunderts war mit der Weigerung der Kurpfalz, Mehrheitsbeschlüsse bei der Bewilligung von Reichssteuern anzuerkennen, die Axt an die Funktionsfähigkeit des Reichstags gelegt. Wenn dem Reden und der Justiz kein Recht gewährt wird, sprechen Musketen und Kanonen.

Im Westen legte die Toleranzpolitik Heinrichs IV. den Grund für die Festigung der französischen Monarchie. Das Edikt von Nantes, das er 1598 erließ, gewährte den Hugenotten ähnlich weitreichende Rechte, wie sie der Augsburger Religionsfrieden Deutschlands Protestanten verbrieft hatte. Im selben Jahr 1598 besiegelte der Frieden von Vervins das Ende der hochfliegenden Ambitionen von Heinrichs Gegner Philipp II. Spanien musste auf alle Ansprüche gegenüber Frankreich verzichten. Bald nach der Unterzeichnung des Dokuments starb Philipp in seiner Klosterresidenz, dem Escorial bei Madrid.

Die Bilanz der Herrschaft des mitunter als *rey prudente*, kluger König, gerühmten Herrschers war verheerend. Die Niederlande standen in Aufruhr, selbst daheim auf der iberischen Halbinsel nährte der Steuerdruck Unruhen. Zwei Jahre vor Philipps Tod, zum dritten Mal während seiner Regierungszeit, war die Krone zahlungsunfähig. Den Nachfolgern hinterließ der Habsburger ein streng katholisches Reich, zu dem seit 1580 nach Aussterben der Dynastie der Avis auch Portugal gehörte. Die Inquisition verfolgte in Spanien alles Protestantische, Jüdische, Muslimische. Während Malerei und Dichtung Spektakuläres leisteten, blieb Philipps Staat von jeglichem wissenschaftlichen und technischen Fortschritt abgeschnitten. Und die Ökonomie lag darnieder. Gleichwohl umglänzte Spanien noch immer die Aura einer Supermacht. Enge Beziehungen zum deutschen Zweig des Hauses Habsburg und damit zu den Kaisern des Heiligen Römischen Reiches blieben Eckpfeiler der spanischen Staatsräson.

---

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter:
www.chbeck.de